Reisen um die Welt.

Ein Familienbuch.

Von

Friedrich Gerstäcker.

Vierter Band.

Mit vier Abbildungen.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.
1847.

Inhaltsverzeichniß.

Vierter Band.

1. Der fliegende Holländer.

Hugh und Höffert. — Der Handelsfreund. — Plan der beiden Bonnfeld's. — Der Tafelberg. — Der Silberbaum. — Der springende Stein. — Aufträge für Braunschweig. — Die Abfahrt. — Kapstürme. — Der alte Bleede. — Der fliegende Holländer. — Ein Segel in Lee. — Die Verwandlung. — Bleede's Meinung. — Die Sage vom Holländer. — Bahrend Focke. — Capitain Owen's Bericht. — Focke's Denkmal. Seite 1—28.

2. Madagascar.

Das Albatros. — Die Kaphenne. — Die Kaphenne seekrank. — Das Harpunenstoßen. — „Da kommt einer!" — Der sterbende Delphin. — Madagascar. — Erste Entdeckung. — Benjowsky. — Radama's Tod. — Die verschiedenen Nationen. — Ranavalona. — Ranavalona's Correspondenz. — Frankreichs und Englands Einmischung. — Beschießung des Forts. — Europäische Rechte. — Die Malegaschen. — Der Häuptling der Howa's. — Madegassische Schmelzöfen. — Die Fee von Nossi-Bé. — C'est tout comme chez nous. . . . S. 29—53.

3. Das brennende Schiff. — Mauritius.

Klimatische Verschiedenheiten. — Das Nothzeichen. — Das Zeichen beantwortet. — Das brennende Schiff. — Der Löwe. — Der Elephant. — Die Verfolgung. — Die fremden Seeleute.

— Der Engländer. — Mauritius. — Port Louis. — Der Kuli-Handel. — Erste Entdeckung. — Wässerung der Seeschiffe. — Die Ueberraschung. — Die Rüstung. — Port Louis als Strafort. — Anker gelichtet. . . . . S. 54—73.

4. **Ceylon.**

Die Erscheinung. — Moira incantada. — Jonas. — Der Leopard. — Uebergewicht. — Gerechte Entrüstung. — Land in Lee. — Adam's Fußtapfe. — Der asiatische Elephant. — Hirsche und Büffel. — Pfaue und wilde Hühner. — Wenden. — Ceylon's Geschichte. — Der Zimmetbaum. — Die Cocospalme. — Die Perlenfischerei. — Die Taucherglocke. — Neuer Tauchapparat. . . . . S. 74—100.

5. **Ostindien.**

Die Staatstoilette. — Die böse Absicht. — Teuflische Bosheit. — Die Mündung des Hooghly. — Schwimmende Leichen. — Die Ufer des Hooghly. — Calcutta. — Der Bramanismus. — Indische Dreieinigkeit. — Die Anbeter Siwa's. — Die Buddhisten. — Die Kasten. — Die Thugs. — Geschichte Indiens. — Das schwarze Loch von Calcutta. — Vergeltung. — Hyder Ali. — Tippoo Saib. — Rundschid Sing. — Dessen Begräbniß. — Aufruhr der Sikhs. — Sieg über die Sikhs. — Die Alkalies. — Akbar Chan. — Kote Kangra. . . . S. 101—130.

6. **Calcutta.**

Verschiedene Einrichtungen. — Das Fieber. — Das Wegmeier'sche Testament. — Der Banian-Baum. — Waldbäume Ostindiens. — Früchte. — Gemüse. — Baumwolle, Thee. — Reißende Thiere. — Die Cobra Capella. — Mosquito-Netze. — Termiten. — Metalle und Mineralien. . . S. 131—146.

1.

Der fliegende Holländer.

Weit, weit in der Fremde, wo das arme Menschenherz plötzlich Alles das entbehren mußte, an dem es früher theils aus Liebe, theils aus Gewohnheit hing, gewinnen auch selbst solche Gegenstände, die wir in jenen Zeiten kaum beachtet, eine liebe, heilige Bedeutung; sie erscheinen wie aus einem glänzenden, fleckenlosen Stahlspiegel zurückgeworfen, der den Schmuz und Alltagsstaub in seiner eigenen Reinheit verschwinden läßt, und dafür nur die zarten, fast ätherischen Umrisse des Körpers selbst wiedergiebt.

Eben so nun wie mit leblosen Gegenständen, ist es mit Menschen, an denen wir sonst kalt vorübergingen; ihr Bild mag in unserem Herzen dasselbe geblieben sein, aber auch der Rahmen, in dem wir es früher gewohnt waren zu erblicken, Alles das was sie umgab, hat sich eben so treu unserem Gedächtniß eingeprägt, — ihr unerwartetes Erscheinen dann an einem Ort, wo Alles, Alles uns fremd und kalt umstarrte, macht die Erinnerung an jene Tage mit Zauberschnelle in uns auftauchen, und sie, die unschuldige Ursache dieses heimischen Grußes, werden uns plötzlich lieb und werth.

So war es mit den beiden Freunden und unserem Jonas; William Hugh sowohl, als Heinrich Höffert hatten sich früher

wenig um den immer etwas tolpatschigen Schulkameraden gekümmert, jetzt aber, da er ihnen auf einmal, wie Jonas selbst meinte, „am anderen Ende der Welt" begegnete, freuten sie sich herzlich und aufrichtig darüber und ihre Umarmung war so gut gemeint, daß unser junger Wegmeier erst gar nicht wieder zu Athem kommen konnte. Nun erfolgten aber vor allen Dingen die nothwendigen Erklärungen, denn beide Freunde wußten noch gar Nichts von der Wegmeierschen Erbschaft, und auch sie mußten nun erzählen, was sie so urplötzlich, wo sie jeder vernünftige Mensch in Braunschweig vermuthen mußte, an das Kap der guten Hoffnung geführt. Die Sache war übrigens sehr einfach; sie hatten ein Achtel in der Braunschweiger Landes-Lotterie gewonnen, und das nicht schneller und nützlicher geglaubt verwenden zu können, als wenn sie eine Reise zusammen machten. In Hamburg angekommen, benutzten sie das erste Schiff, was — gleich viel wohin — aus dem Hafen lief, und das war denn zufällig nach dem Kap der guten Hoffnung bestimmt gewesen. In vierzehn Tagen, in denen sie ziemlich ziel- und zwecklos hier umhergeschlendert, lernten sie endlich einen Pflanzer aus der Nachbarschaft — gerade den Bruder des mit der Amazone gekommenen Rittmeisters Bonnfeld — kennen, der sie freundlich zu sich auf seine Plantage, oder vielmehr auf die Plantage seines Abkäufers einlud, denn er selbst hatte seit kurzer Zeit Alles veräußert und stand im Begriff, nach Ostindien überzusiedeln. Die Ankunft des Rittmeisters war nur, was er dazu erwartet zu haben schien, und kaum erhielt er den Brief, als er, von seinen sämmtlichen Verwandten begleitet, der Kapstadt zueilte, um dort den seit langen Jahren nicht gesehenen Bruder zu begrüßen und zugleich die Einschiffung seiner beträchtlichen Güter und Waaren zu besorgen. Franz Bonnfeld hatte nämlich, außer seiner Pflanzung in der Nähe

der Kapstadt, auch noch eine bedeutende Handlung en gros und en detail von englischen Fabrikwaaren in der Stadt selbst gehabt, war aber — verschiedener Verhältnisse wegen, die er nicht gern zu berühren schien — fest entschlossen, das Alles aufzugeben und Afrika zu verlassen. Nach Deutschland, seinem Vaterland, zogen ihn dabei keine Bande mehr und Ostindien, mit dem er bis dahin in Handelsverbindung gestanden, war von ihm zu seinem künftigen Wohnsitz auserwählt worden.

Nun baten die gastfreundlichen Pflanzer der Umgegend allerdings die beiden Fremden, sich nicht durch die Abreise des Einen ebenfalls aus ihrer Gegend vertreiben zu lassen, sondern zu irgend einem Andern der Nachbarn zu ziehn, denen sie allen herzlich willkommen sein sollten; Heinrich Höffert schien sich auch in dem neuen Lande und unter seinem ungeheueren breiträndigen Strohhut ganz wohl zu fühlen und hätte seine Urlaubszeit gern noch etwas ausgedehnt, William Hugh aber meinte nicht ganz ohne Grund, er dürfe nicht so lange von Braunschweig fort bleiben, seine Clienten vertrügen sich sonst alle zusammen, und das wäre ein Schaden, den er nicht so leicht wieder gut machen könne. So hatten sie denn ebenfalls den Pflanzer nach der Kapstadt begleitet, um hier so recht wie aus den Wolken geschneit einen Schulkameraden zu finden.

Doch wir wollen die Drei sich selber und einem Glase feurigen Kapweins überlassen, zu dem sie Hugh augenblicklich, sobald der erste Freudenrausch nur ein wenig verdampft war, in ihr Gasthaus nahm, und indessen in das Victoriahotel zu unseren Reisegefährten zurückkehren.

Madame Wegmeier schwamm hier in einem Meer von Wonne; sie wurde von lauter wirklichen lebendigen Negern bedient; ganze Schaaren von Aufwärtern stürzten förmlich, wenn sie einen Wunsch äußerte, und hier zum ersten Mal bekam sie

eine Ahnung des Gefühls, was es heiße, die Frau eines Nabobs zu sein. Ihr ganzes Wesen erlitt auch eine Aenderung, sie schien größer zu werden; sie trug den Kopf weiter zurück, so daß sich der fette Nacken hinten in mächtige Falten legte, gegen ihre Töchter wurde sie einsylbiger und mehr herablassend als liebevoll, wie doch eine Mutter eigentlich sein sollte und Florian Wegmeier selbst mußte jetzt manche lange Gardinenpredigt hören, daß er sich so unverantwortlich gehen lasse und gar nicht ein Bischen zu wissen scheine, was einem Manne von seinem Stande und Vermögen gezieme.

Die beiden Brüder Bonnfeld hatten indessen, als die erste innige Begrüßung vorüber war, eine lange und geheime Conferenz mit einander gehabt; das Resultat mußte sich aber wohl zu beiderseitiger Zufriedenheit erledigt haben, denn sie wanderten bald darauf Arm in Arm dem Ufer der Bai zu und ließen sich dort an Bord der Amazone fahren, die unfern vom Ufer vor Anker lag.

Günther hatte dafür ein weit traurigeres Geschäft, den Handelsfreund seines Vaters nämlich zu besuchen, was die alten, kaum nothdürftig vernarbten Wunden wieder frisch bluten machte. In seinem Geschäft wollte er aber den Kaufmann nicht stören, da er zu viel mit ihm zu sprechen wünschte, was für das Ohr fremder Menschen nicht paßte; er suchte ihn daher in seiner eigenen Wohnung auf, und dadurch nicht zurückgeschreckt, daß er zweimal abgewiesen worden, da Mynheer das erste Mal bei Tische saß und später seine Siesta hielt, fand er endlich Zutritt und stand nun vor dem Manne, der ihm in dem fremden Lande rathen und helfen sollte und zu dem er, als dem treuen Freund seines verstorbenen Vaters, vertrauungsvoll und freundlich aufgeblickt hatte.

Lieber Leser! Hast Du Dich schon einmal in Deinem Leben so recht von Herzen auf das Wiedersehen irgend eines Menschen freut, und bist Du zum Beispiel schon einmal zu Jemandem ganz

plötzlich und unerwartet ins Zimmer getreten, der Dich früher recht lieb gehabt und Dich jetzt nicht mehr kennt, den Du überraschen wolltest und nun — während Deine ganze Seele in Deinen Augen, Dein Herz auf Deiner Zunge liegt, während Du mit lächelndem Blick Deinen Namen nennst — ist es Dir da schon, frag' ich Dich, begegnet, daß der also „Ueberraschte" ein wirklich überraschtes „Ach! — freue mich in der That" — ausstieß, und dann mit einer verbindlichen Handbewegung sagte: „wollen Sie sich nicht einen Augenblick setzen?" — Noch nicht? sei froh — es ist das ein schreckliches Gefühl und thut weher, als wenn uns zehn andere Menschen in Haß und Feindschaft begegnen.

So stand Günther dem Mann gegenüber, den er — in fast noch kindischer Unerfahrenheit, für seinen zweiten Vater gehalten, als dieser nämlich erfuhr wer er sei, und weshalb er ohne seinen Vater komme. Der Kaufmann lebte und webte nur in seinem Geschäft; er kannte keinen andern Gedanken und war der Freund des Deutschen geworden, in soweit sie bedeutende Geschäfte mitsammen machten und in lebhafter, beiden Theilen gar bedeutenden Nutzen bringender Verbindung standen. Jetzt, da durch dessen Tod diese Verbindung zerrissen worden — denn Günther hatte ihm selbst gleich im Anfang ihres Gesprächs offen gesagt, daß er sich nicht für fähig halte, die Firma seines Vaters fortzusetzen — was konnte er da für Nutzen von dem jungen Manne hoffen? Dieser forderte seinen Rath. — „Bleiben Sie Kaufmann," antwortete er ihm, „ich weiß nichts Besseres für Sie." — „Aber wenn ich dazu nicht tauge, nicht die Fähigkeit, nicht die Lust habe?" — „Possen! Die Lust kommt von selber und die Fähigkeit kann erworben werden." Günther wollte sich dadurch nicht in seinen neuen, wenn auch noch unbestimmten Planen stören lassen, und der Holländer gab ihm nun nicht undeutlich zu verstehen, daß die Zeit, in der er Geschäfte abmache, eigentlich Morgens sei, was ein zu deutlicher

Wink war, um nicht von dem, ohnedieß durch Jenes kaltes Wesen gereizten jungen Mann verstanden und augenblicklich befolgt zu werden.

Freundlicher hatten sich indessen die Pläne der beiden so lange getrennten Brüder geregelt. Der alte Pflanzer sprach, auf des Rittmeisters Anrathen, mit Capitain Barring und dieser, dem es ziemlich gleichgültig war, wohin er Ladung bekomme, ließ sich leicht bereden, die beiden Bonnfelds mit all ihrem beweglichen Eigenthum hinüber nach Calcutta zu schaffen, was er um so bereitwilliger that, da er zu gleicher Zeit einer bedeutenden Anzahl von Passagieren gewiß war, denn in diesem Fall blieben ja auch sämmtliche Wegmeiers auf seinem Schiff.

Dem Rittmeister wollte es nun zwar nicht recht in den Sinn, das kaum betretene Afrika auch gleich wieder zu verlassen, ohne den sicherlich interessantesten Theil hinsichtlich seiner Entwickelung — die Kapcolonie — im Mindesten gesehen zu haben. Franz Bonnfeld tröstete ihn aber mit dem Versprechen, die ganzen Colonien im nächsten Jahr mit ihm bereisen zu wollen und da er sich doch nun auf keinen Fall von dem erst gefundenen Bruder trennen wollte, so gab er herzlich gern seine Einwilligung, ihn mit nach Ostindien zu begleiten.

Ihr Plan wurde nun so gemacht, daß sie, sobald der Capitain das Aus- und Einladen seines Schiffes besorgt habe und der Wind günstig sei, die Anker lichten und geraden Weges auf Mauritius zusteuern wollten, wo Helene, des alten Bonnfelds Tochter, bei einer Verwandtin das letzte halbe Jahr zugebracht hatte; von dort sollte dann die Fahrt in möglichst gerader Richtung nach dem Orte ihrer Bestimmung fortgesetzt werden. Capitain Barring war auch damit vollkommen einverstanden und die Männer wurden in ganz kurzer Zeit so gute Freunde, als ob sie sich von Jugend auf gekannt hätten.

Der Rittmeister sah sich aber an diesem Tag vergeblich nach Günther um, und selbst Oskar wußte weiter Nichts über ihn zu sagen, als daß er am Nachmittag zu dem Geschäftsfreund ihres Vaters gegangen und von da noch nicht zurückgekehrt, oder doch wenigstens nicht in das Hotel gekommen sei, das sie mit der Wegmeierschen Familie bewohnten. Schon fingen sie an seinetwegen besorgt zu werden, als er plötzlich erschien, und sein ganzes Wesen, sein Blick und Aussehen verriethen ihnen gar bald, welch schmerzlichen Nachmittag er verbracht. Er verhehlte denn auch den einzigen Freunden, die er nun in dem fremden Welttheil hatte, nicht, wie weh es ihm sei, jetzt so allein und noch dazu als einzige Stütze seines so viel jüngeren Bruders da zu stehn.

„Wollen Sie denn wieder nach Europa zurück?“ frug ihn da Franz Bonnfeld, der sich ebenfalls für Günther zu interessiren anfing, von dem er in der kurzen Zeit schon so viel Liebes und Gutes gehört hatte.

„Es wird mir Nichts weiter übrig bleiben,“ erwiederte ihm der junge Mann, „obgleich sonst, nach Vaters Tode, die Heimath gerade der letzte Platz sein würde, den ich, wenigstens für den Augenblick, wählen möchte, obgleich ich später allerdings unsere Geschäfte erst dort zu ordnen habe, ehe ich daran denken könnte, förmlich auszuwandern.“

„Ih nun,“ lachte der alte Pflanzer, „dann ist ja die Sache ganz einfach. Gehen Sie mit uns nach Ostindien, da sind Sie unter Freunden, kommen in ein neues, Ihnen sicherlich zusagendes Leben, und gefällt es Ihnen dort bei uns, ei, so reisen Sie schnell nach Deutschland zurück, ordnen Ihre Angelegenheiten und werden ein tüchtiger, wackerer P f l a n z e r. Wie behagt Ihnen d e r Plan?“

Günther blickte überrascht zu dem freundlichen alten Mann

auf, der Rittmeister ließ ihn aber gar nicht zu Worte kommen, sondern ergriff schnell seine Hand und bestürmte ihn nun so mit Bitten und malte ihm ihr dortiges Zusammenleben mit so bunten, lockenden Farben aus, daß sich vor des, noch eben so Niedergeschlagenen Seele ganz neue, und eben durch die Unbestimmtheit ihrer Conturen um so verführerischere Bilder entfalteten, deren Existenz er früher nicht einmal geahnet hatte. Er bat sich bis zum nächsten Morgen Bedenkzeit aus, und die kleine Gesellschaft setzte sich an dem Abend mit recht fröhlichem und jeder Sorge fernen Herzen zu Tisch nieder.

Die Fremden verlebten nun hier eine der angenehmsten Wochen ihrer Reise, und während die Amazone zu ihrer neuen Seefahrt mit allem Nöthigen ausgestattet wurde, was sie bedurfte, durchstreiften ihre Passagiere entweder die breiten Straßen der Kapstadt, machten Ausflüge nach Wineberg und die dahinter liegende Constantia's oder erkletterten die die Kapstadt eng umschließenden Berge.

Besonderen Genuß gewährte ihnen das Ersteigen des Tafelbergs, den übrigens die jungen Leute — denn unsere beiden Braunschweiger, Hugh und Höffert, hatten sich ebenfalls für jetzt der Gesellschaft angeschlossen — allein erkletterten, da die alten Herren eine solche anstrengende Bergpartie nicht zuträglich fanden. Der Tafelberg steigt fast von der Stadt aus schroff empor, und schon unterwegs entzückte die Wandernden dieser Blumenflor der Haiden und der duftende Wohlgeruch der blüthenüberstreuten Büsche und Sträucher, denn es war jetzt Frühjahr am Kap. Hier fanden sie auch, als sie endlich jene Schlucht oder Spalte erreichten, durch die allein es möglich ist den Gipfel des Berges zu erreichen, den wunderschönen „Silberbaum,“ der eigentlich wild *nur* am Tafelberg vorkommt und erst später an

der Nordseite der Kapstadt wie an einigen anderen Orten (besonders am nach ihm genannten Dorfe Whiteboom) angepflanzt wurde.

Der Silberbaum (Protea argentea) wird nicht übermäßig groß, trägt aber eine große Anzahl lanzettförmige, silberglänzende Blätter, die, mit weichem Daun überzogen, ihnen das Aussehen und auch das Gefühl des Sammets geben. Der herrliche Baum wird freilich — so vergeht alles Schöne — wie die prächtige Magnolia mit ihren camellienartigen Blüthen in Louisiana, von den prosaischen Menschen in bedeutender Quantität zu Feuerholz verwandt, und die silberfunkelnden Zweige dorren dann in der brennenden Tropensonne.

Von dieser Schlucht an beginnt der eigentliche schroffe Abhang des Berges, und die lockeren, dem Fuße nachgebenden Steine machten das Aufsteigen keineswegs leicht; ja, oft drohten vorragende Felsen den vorangeschleuderten und wild zerstreut umherliegenden Steinmassen zu folgen, und die kühnen Menschenkinder für die Frechheit zu bestrafen, mit der sie das Haupt des alten ehrwürdigen Bergriesen erklommen. Die Aussicht von dem endlich erreichten Gipfel belohnte sie aber für jede Anstrengung, und unter ihnen die Kapstadt mit ihren regelmäßig angelegten Straßen, die sie wie dünne helle Streifen durchzogen, davor der Hafen mit seinen zahlreichen Schiffen und den feinen, zierlichen, wimpelgekrönten Masten, nach West und Süden hin der blaue atlantische Ocean, dessen Horizont sich weit, weit über ihren Gesichtskreis hinausdehnte, unter ihnen die Kuppe des Löwenkopfes, und nach Nord und Osten die blauen, wüste und dürre Strecken umschließenden Gebirge, das Alles hielt viel lange Minuten ihre Zungen in freudigem Staunen gefesselt, bis sich endlich ihre Gefühle in lauter Bewunderung Bahn brachen, und nun Einer dem Anderen immer wieder neue Schönheiten die er entdeckt hatte, neue Wun-

der, die wie die Bilder eines Zauberspiegels vor ihren entzückten Blicken emporstiegen, zeigte.

Die Höhe dieses Berges ist 3582, die des Löwenkopfes dagegen nur 2760 Fuß.

Erst spät konnten sich die Wanderer entschließen, den wundervollen Platz zu verlassen, und als sie endlich wieder hinabstiegen in das tiefe, vor ihnen ausgebreitet liegende liebliche Thal, geschah es ordentlich mit einem Gefühl der Wehmuth, als ob sie von einem alten Freunde Abschied nähmen, den sie wohl nie im Leben wieder sehen würden. Unterwegs, als sich einmal ein locker liegender Stein unter ihrem Fuß losgerissen hatte und mit gewaltigen Sätzen bergab schnellte, einen jungen, seiner Flucht sich stemmenden Silberbaum zersplitterte und endlich erst mit wilder Macht an einem starren Felsblock zerschellte, verließ sie aber auch wieder die Scheu, die sich ihrer Herzen in solch großartiger Scenerie bemächtigt hatte, denn Jonas blieb hier plötzlich stehen, sah ganz entsetzt dem Steine nach, und meinte, auf Günthers Bemerkung, daß die Kapstadt verheert und im Schutt begraben werden müßte, wenn einmal ein vulkanisches Erdbeben die rauhe Felsenrinde dieses Berges schüttele und seine Massen in unwiderstehlichem Andrang ins Thal sende: „Gott soll Einen bewahren, unter solchen Steinen zu wohnen. Nein, so viel weiß ich, wenn ich einmal unten in der Stadt wohnen müßte, dann zöge ich oben auf den Berg.“

Von der Zeit an fühlte er sich auch nicht mehr wohnlich in der Kapstadt und warf jedesmal, wenn er durch die Straße ging, den ängstlichen Blick hinauf nach dem drohend emporstarrenden Abhang, als ob er nicht ganz sicher wäre, daß sich so eine kleine Felswand auch einmal ohne vulkanische Erschütterungen ablösen könne.

Der Tag der Abfahrt rückte indessen immer mehr heran und

Capitain Barring bat seine Passagiere sich an Bord zu verfügen, da er alles Nöthige besorgt, seine sämmtlichen Geschäfte abgethan habe und jetzt nur noch auf günstigen Wind warte, um das Kap umsegeln zu können.

Es war ein Sonntag Morgen, Anfang December, und die Sonne brannte so gutmeinend heiß auf ihre Scheitel herunter, daß Höffert nicht einmal mehr dem Schutz seines Riesenhutes vertraute, sondern auch noch einen großen seidenen Regenschirm aufgespannt hatte, — auf dessen Schatten Hugh übrigens verzichtete, weil er sonst auch den ganzen Schirm, seiner längeren Leibesstatur wegen, hätte tragen müssen — als die beiden Braunschweiger von ihrem Gastfreund Abschied nahmen, um sich auf der Brig „Friedrich Johann," mit der sie von Hamburg aus hierher gekommen, wieder heimwärts einzuschiffen. Die Wegmeiersche Familie hatte unter der Zeit ein ganzes Paket Briefe geschrieben, um deren richtige Besorgung sie die zwei Braunschweiger bat, und nun kamen noch eine Menge Aufträge, die sie versprechen mußten, mündlich und persönlich abzumachen. Sie versprachen auch wirklich Alles, um nur loszukommen, und empfingen zu guter Letzt noch zur gütigen Mitnahme, und mit besonderer Bitte die armen Thierchen ja recht sorgfältig zu pflegen,

a) einen kleinen Perücken-Affen für Herrn Krämer Pape auf der Hagenbrücke,

b) eine junge Hyäne, die sie in der Kapstadt gekauft, für Herrn Apotheker Mackensen; auch ein Schulkamerad von Jonas,

c) ein Paar Perlhühner für den Herrn Seifensieder Bense,

und endlich

d) eine zahme Tigerkatze für Madame Möreke, eine gute Freundin und frühere Nachbarin der Madame Wegmeier.

Heinrich Höffert wollte nun zwar gegen solchen Mißbrauch von Gefälligkeit protestiren, Hugh zupfte ihn aber heimlich am Rock, übernahm die verschiedenen Geschenke und versicherte später dem hierüber aufs Aeußerste erstaunten Freund, daß er eine stille Ahnung hätte, wie von den lieben Thierchen keines ein nordisches Klima erreichen würde. Die unglücklichen, ihrem dunkeln Geschick verfallenen Geschöpfe wurden denn auch auf einen Wagen gepackt und an Bord des „Friedrich Johann" gebracht, der zwei Stunden später, unter dem dreimaligen „Hip Hip Hurrah!" der Matrosen, die Anker lichtete.

Ein Gleiches that am nächsten Morgen die Amazone, denn eine leichte, trockene Brise von Nord-Westen wirkte für kurze Zeit dem in diesem Monat fast durchgängig wehendem Süd-Ost-Wind entgegen, und glücklich gelangten sie in eine Höhe mit dem Nadel-kap. Hier aber schien es, als ob der alte Boreas die Vernachlässigung seines steten Geschäfts am Kap, alle Schiffe so lange als möglich aufzuhalten, plötzlich, und zwar mit dem besten Willen von der Welt nachholen wolle, denn als die Sonne sank, oder die einbrechende Nacht wenigstens ihr Untergehen verkündete, da ein dichter Nebelschleier schon am späten Nachmittag den Horizont verdüstert und verdeckt hatte, begann es vom Süden herauf zu kochen und zu brausen, immer dichter und drohender wälzte es sich heran und zum Orkane wuchs endlich die jetzt toll durch das Tauwerk pfeifende Windsbraut.

Am Bord der Amazone waren übrigens alle Vorkehrungen getroffen, die ein solcher Aufruhr der Elemente verlangte, da sie das Unwetter ja auch gar nicht überrascht hatte, sondern ganz allmählig kam und auch etwas war, auf das sich der diese Seen Befahrende immer gefaßt halten muß. Das Schiff legte übrigens, so weit das bei diesem Winde möglich war, bei und lag jetzt einzig und allein unter dem halbgewerften Vormarssegel und dem

Kap, — an das Steuerrad kam noch ein zweiter Matrose und der Capitain stand, ein Seil um seinen Gürtel, und den Arm fest um eines der Wanttaue geschlungen, an der Luvseite seines Schiffes und überschaute mit prüfendem, aber ruhigem Blick den immer wilder und drohender heranrasenden Sturm.

Die See gewährte jetzt einen wirklich großartigen Anblick — die Nacht brach herein und die wie mit glühendem Schaum übergossenen Wellen stiegen und bäumten sich wie mächtige Lavawogen, die dem dunkelen Krater eben heiß und zornig entstürzen. Ein ewiger Kampf der entsetzlichen Kräfte schleuderte das leichte Fahrzeug mit Gigantenkraft von dem Gipfel einer Woge auf den der andern und dann wieder hinein in die gähnende Wasserschlucht, die es gierig klaffend zu verschlingen drohte.

Kein Stern leuchtete ihnen auf ihrer stürmischen Bahn, nur die feuersprühende See warf ein mattes dämmerndes Licht über die Wogen, schoß ihren unheimlichen Schein am Bug hinauf über das Vorderdeck, und flammte und glimmte vom kochenden Fahrwasser aus gegen die Cajütenfenster an.

Die Passagiere ließen sich an diesem Abend nicht an Deck sehen, denn manche Woge wusch darüber hin und strafte die, die sich neugierig genug des großartigen Schauspiels erfreuen wollten. Nur Günther hatte sein in der Kapstadt erst gekauftes Matrosenzeug, das aus ölgetränkter Leinwand bestand, angezogen, und konnte dadurch, wie die Seeleute selbst, wenigstens den über Deck schlagenden Wellen Trotz bieten. So schaute er denn, an ein starkes Tau geklammert, das er um sich und eine der Belegpinnen am großen Mast geschlagen hatte, lange hinaus auf die Wogen und auf den bedeckten Himmel, an dem der Sturm die dichten Wolken vor sich herscheuchte, daß nur manchmal im flüchtigen Schimmer ein matter flackernder Stern im Stande war, auf das wildbewegte Meer hinabzublicken.

Der Seemann hat in solchem Wetter wenig zu thun; ist jeder Vorsicht, die er beobachten kann, genügt, so muß es Gott und dem guten Schiff überlassen bleiben, wie es die mächtigen Wogen stemmen und dem Verderben entgehen soll. In offener See hat es dann auch weiter keine Gefahr, wenn noch dazu der Wind das Schiff gleichmäßig niederhält und die Masten nicht so stark schlingern und schwanken. In der Nähe der Küste aber, von Riffen und Klippen bedroht und mit dem Wind gerade gegen die gefährlichen Felsen an, da pocht wohl das Herz des armen Schiffers ängstlich in der, sich schnell und fieberhaft hebenden Brust, und er blickt verzweifelnd zur unruhig flatternden Windflagge auf, ob nicht eine glückliche Landbrise ihn von der, mit jeder Secunde näher und näher rückenden Gefahr befreien werde.

Ein Matrose balancirte sich jetzt am Lee-Gangweg hin und hielt sich an der neben Günther befindlichen Pumpe fest, um nach der Luvseite hinaufzusteigen — es war Bleede, und auf den freundlichen „guten Abend" des jungen Mannes mußte er sich erst dicht zu diesem hinüberbiegen, ehe er den in der Matrosentracht nicht Vermutheten erkennen konnte. Dann aber nickte er lächelnd mit dem Kopfe und sagte:

„Ja, ja! Es mag noch so arg draußen wettern und toben und die Spritzwellen über Deck wegschleudern, ich bin auch lieber draußen in Gottes freier Luft, als unten, eingezwängt unter die Planken. Wenn sich auch die Wolken da droben am Himmel jagen und verfolgen und es ihnen die Wellen hier unten nachzumachen suchen, was schadet's? — Wir blicken getrost zu den Wolken auf und auf die Wogen hinaus, wissen wir doch, daß eine starke Vaterhand uns durch Sturm und Wetter sicher dahin führt, und wenn wir dem recht kindlich fromm vertrauen, dann kann uns auch kein toller Spuk, kein verführerischer Schatten schaden und uns verderben."

„Was für toller Spuk, Bleede?“ frug Günther aufmerksam werdend. „Ha — jetzt fällt mir's ja erst ein; wir sind am Kap und zwar gerade da, wo der fliegende Holländer kreuzen soll. Glauben Sie an das Gespensterschiff? Nicht wahr, es ist doch nur ein Mährchen, das die Schiffer ersonnen haben die Zeit zu kürzen?“

„Ein Mährchen?“ rief der alte Matrose halb ärgerlich, halb erstaunt, wie der scheue Blick den er über die wilderzürnte Fluth warf, nur zu deutlich bewies was er selbst von dem Mährchen halte; — „ein Mährchen? Junger Mann, hätten Sie, wie ich, jenes unheimliche Fahrzeug so deutlich gesehen, ja Bord an Bord mit ihm gelegen, wie ich es gethan habe, Sie würden nicht so leichtsinnig darüber sprechen und es ein Mährchen nennen. Aber so ist die Jugend — sie urtheilt rasch und unbesonnen über Alles was sie nicht gleich begreifen kann, und nennt es dann „Mährchen“ und „Einbildungen,“ spricht von Phantasie und Aberglauben. Das kommt aber von dem steten Leben auf festem Land, wie die Maulwürfe, denen der liebe Gott keine Augen gegeben hat Woge und Wolke zu sehn, und die sich nun aus Verzweiflung darüber in die Erde einwühlen und fortwährend ihr eigenes Grab graben.“

„Aber, bester Bleede, ich frage ja auch deshalb — ich habe ja noch gar nicht behauptet, daß es ein Mährchen sei; ist es denn nicht das erste Mal, daß ich zur See bin?“

„Ja, ja!“ sagte der alte Mann, leicht wieder besänftigt, und blickte zu den Stengen auf, als ein stärkerer Windstoß als vorher das gewaltige Fahrzeug fast ganz auf die eine Seite hinüber warf. „Gott im Himmel, wie das heute Nacht tobt; wenn wir nur erst weiter vom festen Lande wären! — Das ist auch so das rechte Wetter für den unglücklichen Seemann, — heute spannt er seine

unzerreißbaren Segel dem Wind wieder gerade in die Zähne, und wehe dem armen Schiff, das sich von ihm bethören läßt."

„Und Sie haben ihn selber gesehn, Bleede? Sie haben Bord an Bord mit dem Schattenschiff gelegen?"

„Bord an Bord!" versicherte der alte Mann, während er sich an den Bettingen des Hauptmastes bis zu diesem hinzog und die Füße, um fester zu stehen, gegen die beiden, neben einander angebrachten Pumpen stemmte. „Ja, und es war gerade so eine Nacht wie die heutige, gerade so zuckte der gelbe blendende Strahl am wetterschwangeren Firmamente hin, und der Donner grollte und schmetterte dazu, als ob er seinen ganzen Grimm über das Fahrzeug der Nacht ausschütten möchte, aber doch der Hand des Ewigen, die da richtet und straft, nicht vorgreifen durfte."

„Und das Schiff?"

„Ich muß ein Bischen weiter ausholen," sagte der alte Mann und nahm, während er sich mit dem linken Ellbogen, um sicheren Halt zu haben, in einer der Bettingen festhakte, mit der andern Hand den Kautabak aus der Tasche, von dem er sich ein Stück abbiß und das übrige zurückschob. „Es ist auch nicht meinetwegen daß ich erzähle, was mir noch jetzt die Adern mit Angst und Grausen füllt, sondern Ihretwegen, junger Herr! Sie mögen dadurch lernen wie der Höchste selbst da, wo der störrische Mensch nichts weiter als den Kampf der Elemente sehn, und Alles in seiner eigenen blödsinnigen Weise erklären will, mit weiser, gewaltiger Hand uns unbegreifliche Dinge lenkt, und über die Erde wie über die aufgeregten Wasser hin seine Boten und Geschöpfe gleiten läßt, mögen sie nun der Körper- oder Geisterwelt angehören."

„Aber das Schiff" — bat Günther, denn der alte Matrose war in seine gewöhnlichen Betrachtungen hineingerathen, aus denen ihn nicht so leicht etwas herausbringen konnte; der Sturm

aber, der sie umtoste, die Wogen, die ihren glühenden Schaum oft in trotzigem Zorn über Deck schleuderten, das Zucken der Blitze und die diesen antwortenden Donnerschläge — das Alles mahnte zu stark an jenes, vor seinem Gedächtniß jetzt wieder aufsteigende Abenteuer, und er begann nach kurzer Pause:

„Ja, ja, es war gerade solch eine Nacht wie diese; die Wellen hatten die kleine Jolle vom Backbord fortgeschlagen und das leichte Deck auf der Barcasse eingedrückt, — es sah aus, als ob die Wolken auf der See lägen, und Wolken wie See glühten in einem Wiederschein von Leuchtfeuer und Blitzen. Da schrie auf einmal einer der wachthabenden Matrosen, daß er ein Segel sähe, und als wir mit unseren Nachtgläsern den Platz am Horizont untersuchten, den Jener bezeichnet hatte — was natürlich nur dann geschehen konnte, wenn wir eine der ungeheueren Wellen erstiegen, die uns scheinbar hoch über den Ocean hinaus hob — sahen wir richtig in gar nicht großer Entfernung ein dreimastiges Fahrzeug, das mit vollen Segeln dieselbe Bahn wie wir zu verfolgen schien, obgleich der Sturm so heftig tobte, daß wir selbst keinen Lappen Leinwand zeigen konnten, sondern vor Top und Takel dahin trieben."

„Der Steuermann nun, ein frommer, gottesfürchtiger Mann, rief augenblicklich: „der Herr sei uns gnädig, das ist der fliegende Holländer!" — Der Capitain aber, ein gar wüster, ruchloser Gesell, Einer von denen, wie man sie jetzt auf dem festen Lande in großen Städten so häufig finden soll, lachte und sagte: „Unsinn; schwatzt nicht so tolles Zeug, daß die Leute ängstlich werden, geht lieber an Euren Posten und thut was Eures Amtes ist." Nun ja, der Steuermann ging auf seinen Posten, das räthselhafte Schiff ließ sich aber nicht wegstreiten noch spotten — es blieb an unserer Seite und rückte keinen Schritt weiter vor als wir selbst, obgleich es alle Bram- und Oberbramsegel bei hatte. So

mochte etwa eine volle Stunde vergangen sein; uns Matrosen war das Herz in der Brust erstarrt und der Capitain ging leichenbleich und mit verstörtem Antlitz auf dem Verdeck hin und her. Da legte das fremde Fahrzeug plötzlich bei, das heißt, es braßte die Segel in den Wind und that Alles, was ein gewöhnliches Schiff thun würde, wenn es in einem solchen Sturm überhaupt beilegen könnte; auf seinen Lauf hatte das jedoch nicht den geringsten Einfluß, es blieb fortwährend in der alten Stellung neben uns und wir sahen, wie es jetzt ein kleines Boot aussetzte, in das fünf Menschen, oder wenigstens menschlich aussehende Wesen hinabstiegen und dann trotz der wahnsinnig hohlgehenden See ruhig vom Bord stießen."

„Was wir indessen empfanden — kein Sterblicher könnte es beschreiben. Wir standen dicht geschaart vor dem Fockmast und starrten nach dem jetzt rasend schnell herbeigleitendem Boot hin, als ob es uns unser aller Todesurtheil brächte. Immer näher kam es, immer näher und näher — wir konnten schon die Anzüge der Darinsitzenden mit bloßen Augen erkennen — wir sahen deutlich ihre Ruder, wie sie, unbekümmert um Woge und Sturm, in gleichmäßigem Tempo nieder- und wieder aufschlugen, — jetzt glitt es hinter den Bord, und mit jeder Secunde erwarteten wir das Anstoßen desselben an unser eigenes Fahrzeug zu hören."

„Und stieß es an?" frug Günther, jetzt selbst durch die Erzählung erregt, in fast athemloser Spannung, als der alte Matrose schwieg und lange sinnend auf das wogende Meer hinausschaute.

„Und stieß es an?" wiederholte dieser dann endlich nach langer Pause und wie seiner unbewußt, — „stieß es an? — nein — wir lauschten — wir bogen uns vor — die Kühnsten schauten über die Bulwarks und kletterten selbst, als sie hier nichts erkennen konnten, in die Fockwanten, um sich nach dem räthselhaften Boote umzuschauen. Es war spurlos verschwunden, und als wir

nun nach dem Schiffe selbst hinblickten, um zu sehen ob es vielleicht zu diesem zurückgekehrt sei, ließ sich auch von dem nicht das Mindeste mehr erkennen. Die Wogen bäumten und thürmten sich wie früher, aber sie hoben kein Fahrzeug auf ihrem starken Nacken empor, — der fliegende Holländer war nirgends mehr zu sehen."

„Schiff und Boot nicht mehr?"

„Keines von beiden."

„Und Sie sahen es auch in der ganzen Nacht nicht wieder?" frug der junge Mann, der von der Sage schon früher so viel verschiedene Beispiele gehört hatte, nach denen das Gespensterschiff oft auf der Leeseite verschwinden und plötzlich an der Luvseite wieder auftauchen sollte.

„Wollte Gott, wir hätten es nicht wieder gesehen," erwiederte seufzend der Matrose. „Ja, für den Augenblick schien es, als ob wir von seiner gefährlichen Gegenwart befreit seien. Die leuchtenden Blitze erhellten jeden, auch den entferntesten Theil des Oceans, und nichts ließ sich erkennen, was Aehnlichkeit mit einem Segel gehabt. Der Capitain und Steuermann standen in diesem Augenblick neben dem Gangspill — da wehte ein Papier zu dieses Füßen nieder und der arme Mann schrie entsetzt auf: „der Brief, der Brief!" — es war aber auch sein letztes Wort gewesen; eine furchtbare Welle schlug über Deck und als wir aft sprangen, um zu sehen, welchen Schaden sie angerichtet habe, waren Capitain wie Steuermann hinabgerissen in ihr frühes Grab. Der Sturm tobte jetzt, als ob er die Masten aus ihren Spuhren reißen wollte. Alles, was nur zerstörbar war, wuschen die entsetzlichen Wassermassen über Bord; — die Stengen krachten und der Zimmermann, der indessen die Pumpen visitirt und den Wasserstand im Rumpf untersucht hatte, brachte uns die Schreckensnachricht, ein alter, früher einmal ausgebesserter Leck müsse wieder gesprungen sein, das Schiff nehme Wasser ein und die Mannschaft solle an

die Pumpen. Ja du lieber Gott, was hätten uns die Pumpen helfen können! Wohl arbeiteten wir, trotz Sturm und Wetter, als ob wir nur leblose eiserne Maschinen, und uns nicht die zuckenden Herzen in der Brust erstarrt gewesen wären, es blieb aber natürlich Alles fruchtlos — der Orkan schien seine Wuth immer noch nicht erschöpft zu haben. Das Schiff füllte sich mehr und mehr; die Boote, die uns in solchem Wetter überdieß nichts helfen konnten, hatten die Wogen auch schon alle mit fortgerissen oder zertrümmert, und wir wollten eben mit Arbeiten aufhören, denn Rettung war doch nicht zu erwarten, da ging ein schriller, gellender Schrei von Bug nach Stern. Der Laut kam von keiner menschlichen Stimme und entsetzt schrie mein Kamerad, der neben mir an der Starbordpumpe arbeitete: „das Schiff! das Schiff!" Ehe ich mich aber nur nach dem, was er sah, umwenden konnte, wälzte sich eine Riesenwoge auf uns ein. Ich sah sie kommen, ich wußte, was jetzt unser Loos sei, und mit einem brünstigen Gebet auf den Lippen fühlte ich, wie Mast nach Mast unter dem entsetzlichen Druck niederbrach und wir Alle hinabgerissen wurden in die gähnende Tiefe" —

„Großer allmächtiger Gott!" rief Günther.

„Ja, Gott ist groß und allmächtig," sagte der alte Seemann, und in seinem treuen blauen Auge glänzte eine helle Thräne, „das hat er an mir schwachen, armen Menschenkind in der Nacht bewiesen."

„Wie wurden Sie denn gerettet?"

„Bewußtlos," fuhr der Seemann, seine Rührung bekämpfend, fort, „mußte ich wohl in dem unwillkürlichen Drang nach Hülfe den ersten festen Gegenstand erfaßt haben, der mich im Wasser traf; erinnern kann ich mich wenigstens nicht daran, wie ich aber wieder zu mir kam, hing ich festgeklammert an einem durch die Wellen losgerissenen Stück der Hütte und war allein —

allein auf dem fürchterlich wogenden Meer. Der Sturm schien übrigens mit dem Untergang unseres guten Schiffs seine ganze Macht verloren zu haben; der Wind war völlig eingeschlafen und nur die Wellen bäumten sich noch und rollten und wogten, und schleuderten mich, wie ein Knabe seinen Federball, noch immer zwischen Tod und Leben schwebend, von einer zur andern."

„Der Tag brach aber zu meiner Rettung bald an, und ein nach dem Kap steuerndes Schiff, das die Nacht überstanden hatte, entdeckte mich armes Menschenkind zu luvwärts und zwar gerade von den Wellen nach ihm zugetragen. Ein Boot hätten sie bei der See gar nicht aussetzen können, so aber warf mich eine mitleidige Woge in die Nähe ihres Bugs und ich war im Stande, ein mir zugeschleudertes Tau zu ergreifen — mich zu retten."

„Armer Bleede!" sagte Günther, die Hand des alten Mannes ergreifend — „und von der übrigen Mannschaft entging keiner weiter dem Tode?"

„Keiner; — ich wenigstens habe nie wieder von ihnen gehört."

„Und sollte jenes so flüchtig gesehene Fahrzeug wirklich der fliegende Holländer gewesen sein? War es nicht möglich, daß irgend ein anderes, eben so unglückliches Schiff" —

„Ja, unglücklich ist er, recht unglücklich," erwiederte Bleede, ohne die Vermuthung einer Antwort zu würdigen; „bis zum jüngsten Tag muß er kreuzen und nicht eher hat er Ruhe, bis er seinen Brief nach Holland an die Seinen befördern kann. In demselben Augenblick, wo dieser die holländische Erde berührte, wäre das Schiff gerettet, doch kein Fahrzeug, dessen Capitain thöricht oder gutmüthig genug war, den Brief an Bord zu nehmen, hat seinen Ankergrund je wieder im ruhigen Hafen gefunden; gewöhnlich riß es noch in derselben Nacht ein Blitz von einander

oder die Wogen zertrümmerten, im wilden Aufruhr der Elemente, den Bau.“

„Ein Segel in Lee!“ rief in diesem Augenblick der wachthabende Matrose, und Bleede und Günther warfen erschrocken den Kopf zur Seite. Der junge, sonst sicher von Vorurtheilen freie Mann war dennoch durch die eben erst gehörte, so ernstlich gemeinte Erzählung des alten Seemanns dermaßen aufgeregt und zu dem Glauben an etwas Uebernatürliches geneigt gemacht worden, daß er wirklich, schon vom ersten Moment an, nichts Anderes vermuthete, ja an nichts Anderes dachte, als an den fliegenden Holländer, und allerdings war auch das, was sie jetzt vom Bord der Amazone aus erblickten, keineswegs geneigt den Glauben an das abenteuerliche Geisterschiff zu vernichten.

Im Lee zeigte sich das Segel — ein hochmastiges Fahrzeug, das allerdings mehr Leinwand trug, als Capitain Barring — der jetzt ebenfalls an Deck gekommen war und den Fremden aufmerksam durch sein Nachtglas beobachtete — wie er sich äußerte, bei viel gemäßigterem Winde wagen würde aufzusetzen.

„Alle Wetter!“ brummte er halblaut vor sich hin, „der Bursche muß famos bei dem Wind segeln — ist's nicht, als ob er dem alten Süd-Oster gerad in die Zähne hineinführe? Leslie, hier nehmt einmal das Glas und sagt mir, was Ihr von ihm haltet.“

Leslie stemmte sich gegen eine der Wanten an und blickte, das Glas fest an das Auge gedrückt, nach dem fremden Fahrzeug hinüber. Günther war indessen dicht neben ihn getreten und selbst Bleede hatte sich ihm genähert und suchte in seinem Gesicht die Bestätigung des eigenen Urtheils zu lesen. Der Steuermann setzte aber noch einmal ab, wischte sich das rechte Auge aus, wartete einen Augenblick — denn die Amazone tauchte eben wieder in eine der tausend Schluchten unter — bis sie auf's Neue em-

vorgehoben würden, und blickte nun, als das schlanke Fahrzeug pfeilschnell die nachbäumende Woge erstieg, aufmerksam nach der vorher genommenen Richtung hin.

„Hm,“ sagte er nach kurzer Beobachtung kopfschüttelnd, „das ist kein Schiff.“

„Kein Schiff?“ riefen Günther sowohl wie der Capitain, und der alte Bleede warf dem jungen Engländer einen Blick zu, als ob er hätte sagen wollen: „O Du Ungläubiger, Du bist auch einer von denen, die ihre Ueberzeugung immer erst mit dem Leben erkaufen wollen.“ Leslie ließ sich übrigens nicht irre machen, sondern gab lächelnd das Fernrohr an Capitain Barring zurück und sagte:

„Ueberzeugen Sie sich selbst, — das, was Sie dort sehen, ist weiter Nichts als eine Wasserhose, die allerdings selten genug bei so unruhiger See vorkommt; da — dort haben Sie es selbst — mit bloßen Augen können Sie erkennen, wie sie sich durch den Widerstand der Wasser in ihr eigenes Element auflöst. Das, was Sie für den Rumpf des Fahrzeugs hielten, war die durch den Wirbelstrom aufwärtsgezogene Fluth, und der Schaum, der mit ihr steigt und fällt, mag wahrscheinlich zu dem Gerücht Anlaß gegeben haben, daß ein Boot vom Schiffe selbst ausgesetzt werde. Die eigenthümliche Beleuchtung, durch das Glühen des Meeres und die flammenden Blitze hervorgebracht, hat die Täuschung noch vermehrt, daß wir das emporgezogene Wasser für Segel hielten.“

„Wahrhaftig!“ sagte Capitain Barring verwundert, „Schiff oder Hose, was es nun war — es ist fort, und ich sehe auch nirgends, so weit ich überhaupt sehen kann, etwas, das mit einem Fahrzeug die entfernteste Aehnlichkeit hätte. Möglich ist's, daß Ihr recht habt. Hallo, da ist ja auch unser Historienerzähler! Nun Bleede, mein Mann, was haltet Ihr von der Geschichte?

War's der fliegende Holländer oder nur eine einfache, anständige Wasserhose?"

„Capitain Barring weiß recht gut," erwiederte Bleede, während er sich mit der einen Hand noch immer festhielt, mit der andern aber die blaue schottische Mütze ehrerbietig abnahm, „daß wir armen Sterblichen nicht weiter sehen können, als uns Gott die Fähigkeit gegeben; ich halte es aber für sündlich, Alles auf unsere Weise natürlich auslegen zu wollen, es hieße das, nach meiner Meinung, — mit des Herrn Capitains Erlaubniß — den lieben Herr Gott Lügen strafen."

„Also es bleibt beim fliegenden Holländer?" lachte Leslie.

„Ich will uns wünschen, daß wir weiter nichts Uebles erfahren, als ob wir nur einer einfachen Wasserhose begegnet wären," erwiederte leise vor sich hin und halb abgewandt der alte Mann. Er war davon überzeugt, daß sie das Geisterschiff gesehen hätten, und die Erinnerung an die früher bestandene Gefahr stand noch zu frisch vor seinem Gedächtniß, als daß er nicht hätte vor den jetzigen Folgen der erneuten Erscheinung — deren Existenz es ihm gar nicht einfiel zu bezweifeln — zittern sollen.

Sturm und See wollten aber des alten Mannes Befürchtungen nicht rechtfertigen; der Orkan legte sich und wenn die See auch noch nicht ruhiger wurde, so behielten sie doch genug Wind — und zwar jetzt mehr von Süd-West als Süd-Ost kommend — um die ihnen gefährlich werdende Küste vermeiden zu können. Am andern Morgen ging die See nur noch hohl; es war aber ein großartiges Schauspiel, wie die gewaltigen Wassermassen sich immer noch nicht beruhigen konnten, sondern im ewigen Fluthensturz übereinander hinschlugen und durch Wogen und Drängen zu grollen schienen über den tollen Sturm, der sie da so erbarmungslos geschüttelt und gerüttelt hatte.

Die Gefahr war indeß vorüber, die wackere Amazone noch

so stark und sicher wie bei ihrem Auslaufen und wirklich, fast wie durch ein Wunder, selbst der kleinsten Beschädigung entgangen. Der fliegende Holländer mußte es also doch wohl nicht gewesen sein, der ihre Bahn gekreuzt, oder wenn wirklich, so durften sie sich dießmal auch in keiner Hinsicht über ihn beklagen.

Die Wegmeiersche Familie war übrigens wieder total seekrank geworden, und selbst Oskar mußte sein Lager hüten; nur Günther und die beiden Bonnfelds hielten sich tapfer, und der junge Mann bat den Kaufmann, als sie am nächsten Morgen beim Frühstück zusammensaßen, um eine Aufklärung oder wenigstens um eine etwas genauere Beschreibung der Sage vom fliegenden Holländer, da Bleede in dieser Hinsicht ein wenig zu sehr Mährchen-Erzähler war.

„Du lieber Gott!“ sagte Herr Bonnfeld, „etwas Genaues und Bestimmtes kann ich Ihnen darüber auch nicht geben. Der Aberglaube ist bei den Matrosen so fest eingewurzelt, daß ihn alle Wasserhosen der ganzen Welt nicht herausreißen würden; aber was man sich am Kap über die ganze Geschichte erzählt, will ich von Herzen gern zum Besten geben.“

„Der sogenannte fliegende Holländer ist allerdings eine geschichtliche Person, d. h. der, den man unter diesem Namen versteht, war einst ein tüchtiger und kühner Seefahrer, der sich wenig an Wind und Wetter gekehrt und Segel auf Segel gesetzt haben soll, je mehr es stürmte und tobte. Er war nämlich bei seinen Fahrten nicht so ängstlich wie die übrigen Capitaine jener Zeit, die bei jedem kleinen Wind augenblicklich die nackten Spieren zeigten und selbst Nachts, bei total ruhigem Wetter, die Segel ganz gemüthlich strichen, damit ihnen ja nicht etwa im Dunkeln ein Unwetter über den Hals käme. Damals kannte man aber auch freilich noch die herrschenden Winde und Strömungen der verschiedenen Meere nicht, und ein Mann der, mit mehr

Kenntnissen und größerer Kühnheit begabt, seine Reisen so außergewöhnlich schnell und immer glücklich beendete, mußte allerdings die Aufmerksamkeit und auch wohl den Neid und Haß der übrigen Seefahrer erregen. Sein Name war Barend oder Bahrend Focke, und man glaubte allgemein, er habe mit dem Bösen einen Pakt geschlossen. Diese Meinung fand denn auch in dem plötzlichen Verschwinden Focke's noch mehr Bestätigung; wahrscheinlich hatte er sich durch den bisherigen glücklichen Erfolg seiner Kühnheit verleiten lassen zu weit zu gehen, was er mit Schiff und Leben büßen mußte. Es wurde aber nichts weiter von ihm gehört und die Welt behauptete nun, dem abgeschlossenen Pakt zufolge sei er verdammt, bis zum jüngsten Tage am Kap der guten Hoffnung zu kreuzen, denn dort wollten ihn nach seinem Verschwinden mehre Fahrzeuge zuletzt getroffen und angerufen haben. Die Sage erzählt noch dabei, es sei ihm die einzige Aussicht auf Rettung und Befreiung von seiner Strafe gestellt, wenn er es möglich machen würde, einen Brief mit der Schilderung seines Schicksals nach Holland zu senden; die bösen Geister hielten aber zu gute Wacht, um so etwas geschehen zu lassen, und wo ein Capitain ihnen dennoch trotzen und die Rettung des Unglücklichen versuchen will, so ist sein eigenes Schiff ebenfalls dem Verderben geweiht."

„Eine andere Deutung ist die, daß zu den Zeiten, wo die Kapstadt noch den Holländern gehörte, ein Schiff in die Tafelbai bei stürmischem Wetter einlaufen wollte. Das war aber streng untersagt. Die Kanonen des Forts schossen daher auf das unglückliche Fahrzeug und zwangen es, wieder die offene See zu suchen, wo es denn nicht weit vom Hafen unterging; der Capitain aber, der bei solch' unfreiwilligem in See Stechen, und noch dazu in einem Sturm und mit wohl schon beschädigtem und leckem Schiff, nicht schlecht geflucht haben mag, soll nun für

seine gotteslästerlichen Reden verurtheilt worden sein, hier zu kreuzen und bis zum jüngsten Gericht zu versuchen, das Kap zu doubliren."

„Die Geschichte habe ich den alten Bleede auch schon erzählen hören," fiel hier der Capitain ein. „Sonderbar ist's aber doch, daß selbst mehre englische Schiffe ganz festbestimmte Berichte abgelegt haben, wie sie das Gespensterschiff wirklich und wahrhaftig gesehen hätten. Capitain W. F. W. Owen, auf S. Maj. Schiff Leven, hat in seinem Bericht an die Admiralität deutlich und ausführlich das Begegnen mit einem räthselhaften Fahrzeug gemeldet. Er hielt es damals für die in seiner Begleitung segelnde Barracouta und kam auch so nahe, daß er nicht allein die verschiedenen Eigenthümlichkeiten des Takelwerks, sondern sogar bekannte, dem Leven zugedrehte Gesichter erkennen konnte. Er wollte sie anrufen, sie nahm aber wunderbarerweise nicht allein gar keine Notiz von ihm, sondern fiel auch noch dazu ab, und gegen Abend sah die Mannschaft deutlich, wie von der vermeinten Barracouta ein Boot in See gelassen wurde, um einen über Bord Gefallenen wieder aufzunehmen. Am nächsten Morgen war Nichts mehr von ihr zu sehen, und als der Leven in der Simonsbai ankerte, mußte er noch eine ganze Woche warten, ehe die wirkliche Barracouta eintraf, die an jenem Abend, wie das Logbuch bewies, an 300 Meilen von dort entfernt gewesen; nicht einmal ein ähnliches Schiff ihrer Art war von irgend einem andern Fahrzeug gesehen worden. Noch viele Schiffe behaupten den Holländer getroffen zu haben, und gewöhnlich verschwindet er, wenn man näher kommt."

„Und sollte dieser Barend Focke wirklich gelebt haben?" frug der Rittmeister.

„Warum nicht?" erwiederte ihm der Bruder. „Sein früheres Leben hat mit dem jetzigen fabelhaften gar Nichts zu thun.

Eben so gut könnte man ja auch sagen, Napoleon spuke noch auf der Welt herum. Für des Holländers wirkliche Existenz in früherer Zeit spricht jedoch, oder sprach vielmehr ein ehernes Denkmal, dem kühnen holländischen Schiffer von seinen Landsleuten auf der Insel Kuiper, und zwar an einer Stelle gesetzt, wo es von allen, Batavia berührenden Fahrzeugen gesehen werden konnte. Es wurde jedoch, als die Engländer im Jahre 1811 Java in Besitz nahmen, von diesen entfernt."

2.

Madagascar.

Ihr Gespräch wurde hier durch einen Ausruf Günther's unterbrochen, der ihre Aufmerksamkeit einer Menge von Albatrossen zulenkte. Diese großen, majestätischen Vögel, von denen sie schon früher einige bemerkt hatten, zeigten sich heute Morgen in besonderer Anzahl, und ordentlich unheimlich sah es aus, wie sie mit den gewaltigen, oft fünfzehn bis achtzehn Fuß von einer Flügelspitze bis zur andern messenden Schwingen majestätisch und fast regungslos über die noch immer trotzig bäumenden Wogen dahinglitten. Nicht selten strichen sie ganz dicht am Schiff vorbei und nur das kluge dunkle Auge blitzte, weniger mißtrauisch als wachsam, nach den sich am Bord bewegenden Gestalten hinüber, und der starke Hals bog sich leise und nachlässig zur Seite. Das war aber auch das einzige was ahnen ließ, daß ihre wirklich vornehme Gleichgültigkeit nur Maske sei und sie keineswegs die nöthige Vorsicht außer Augen ließen, im Fall ein schnellerer Flug oder eine rasche Abschwenkung durch die Umstände geboten werden sollte.

Das Albatros oder „Gony," wie es von den Wallfischfängern genannt wird, ist ein ungeheuerer Vogel und hat in seiner ganzen Erscheinung und Gestalt, obgleich mit unverhältnißmäßig langem Körper, am meisten Aehnlichkeit mit der Ente. Die

Beine sind kurz, die Füße breit und mit mächtigen Schwimmhäuten versehen; Kopf und Hals ist sehr stark und mit einem harten, scharfen Schnabel bewahrt; der Schwanz dabei besonders kurz, so daß er, wenn die ungeheueren Flügel gefaltet sind, total verdeckt wird. Dem ganzen Aussehn nach erscheint nun das Albatros wohl zwei und dreimal so groß wie eine gewöhnliche Gans; die ungemein dicken Federn täuschen übrigens sehr dabei, und der Körper, wenn von diesen befreit, ist keineswegs so übermäßig kolossal. Komisch sah es dabei aus, wenn diese stattlichen Vögel, nachdem sie sich ruhig und mit unbeschreiblicher Grazie auf den Wogen geschaukelt hatten, auffliegen wollten. Eine ganze Strecke lang liefen sie dann plump und unbeholfen über der Oberfläche des Meeres, gewöhnlich auf dem Kamm einer Woge, hin, spritzten und warfen die hellen Tropfen hinter sich und thaten gerade so, als ob sie plötzlich in's Wasser gefallen wären und nun um alles in der Welt nicht schwimmen könnten; kaum aber von der Luft getragen, glitten sie auch, wie dieser angehörige Wesen, über die nach ihnen aufzüngelnden Wogen hin, und der Vogel gewann in demselben Augenblick ein ganz anderes, ein wirklich imposantes Aussehen. Vorzüglich häufig wird er in den südlichen Meeren getroffen, soll sich aber auch zu Zeiten in großen Schaaren an der Küste von Kamtschatka einfinden.

Ein anderer Vogel, der sie in großer Anzahl umschwärmte, war die sogenannte Kaphenne, und die Matrosen warfen mehre Haken aus, mit Stücken Speck als Lockspeise, um eines der nichts weniger als scheuen Thiere zu fangen, die theils den Vordertheil des Schiffes umschwärmten, theils im Fahrwasser schwammen und untertauchten, über das Wasser mit ihren breiten, häutigen Füßen hinliefen und auf dem wogenden Meer so sicher und ruhig sich zu wiegen schienen, wie in der jetzt noch wenig mehr bewegten

Luft. Es dauerte auch gar nicht lange, so tauchte eines der arglosen Geschöpfe nach dem vor ihm einfallenden und sinkenden Bissen, und sträubte sich und flatterte gleich darauf an der starken Angelschnur. Mit leichter Mühe wurde es an Deck gezogen und hier, da es durch den Haken nur wenig beschädigt worden, schnell von diesem befreit.

Die Kaphenne ist etwa von der Größe einer Gans und gehört mit zur Albatrosart. Sie hat braune glänzende Federn, große weiße Augen mit schwarzen Pupillen und einen breiten gelben Schnabel; dabei ziemlich schlanke Beine, breithäutige Füße und ungemein lange kräftige Flügel. An Deck gebracht, schien sie übrigens nicht die mindeste Furcht vor den sie Umstehenden zu haben; ja, als Jonas, der jetzt mit den übrigen ebenfalls der dumpfigen Cajüte entstiegen war, durch ihr gutmüthiges Benehmen ermuntert, sie zu streicheln versuchte, so stieß sie nicht allein mit dem breiten scharfen Schnabel ganz herzhaft nach der ihr näher gebrachten Hand, sondern that auch, kampfesmuthig, ein paar Schritte gegen ihn vor, was den friedliebenden Jonas, der um Alles in der Welt den Gast nicht beleidigt haben möchte, zu einem schnellen, aber keineswegs regulirten Rückzug bewog, da er mit dem S t e r n, wie sich der Obersteuermann später ausdrückte, scharf gegen seinen Vater anrannte, den er auch unerbittlich über ein hinter ihm stehendes Taucoil hinweg, und unter ein Wasserfaß drückte.

Sie behielten die Kaphenne wohl eine Stunde am Bord und fanden nun, zu ihrer nicht geringen Verwunderung, daß der Vogel, der sich mit solch' unendlicher Leichtigkeit auf den hochaufsteigenden und wieder tiefhinabsinkenden Wogen geschaukelt hatte, hier, wo doch die Bewegung auf jeden Fall mäßiger war, förmlich s e e k r a n k wurde. Leslie versicherte sie übrigens, das schon bei vielen anderen, früher gefangenen, ja selbst bei dem

großen Albatros gesehen zu haben. Sie hielten das arme Thier denn auch nicht länger am Bord zurück und einer der Matrosen hob es, sein Beißen nach ihm nicht achtend, vom Deck auf und schleuderte es wieder auf sein natürliches Element zurück. Aber selbst da bedurfte es erst einer ganzen Weile, ehe es sich wieder erholte, und so weit sie es von dem schnell vorbeigleitenden Schiff erkennen konnten, lag es noch mit gesenktem Kopf und wie ängstlich ausgebreiteten Flügeln auf dem Wasser.

Die Aufmerksamkeit der Passagiere ward indessen jetzt mehr dem Vorderdeck zugezogen, denn Bleede hatte hier eine der Harpunen in Ordnung gebracht und war eben im Begriff, über das Bugspriet hinaus zu steigen, um, wie sie bald erfuhren, einen Delphin zu harpuniren, von denen sich mehrere vor dem Schiff und um dasselbe herumtummelten; manchmal mit dem ganzen, grün- und goldschillerndem Körper aus der See sprangen, einander jagten, untertauchten, sich überschlugen und wie wilde Kinder auf einem Rasenplatz tanzten und spielten.

Das Wetter hatte sich nun ganz wieder aufgeklärt. Es zogen allerdings einzelne zerrissene weiße Wolken über den immer noch mit einem grünen Schein überworfenen Himmel hin, und glichen den Trümmern einer zerstreuten Macht auf dem verlassenen Schlachtfeld, aber von Osten her, da, wo sie die hemmenden Nebel besiegt hatte, stieg rein und klar die Sonne höher und höher hinauf. Die Kranken am Bord schienen sich auch wieder ziemlich erholt zu haben, denn selbst Madame Wegmeier und Oskar, in den letzten Tagen die Schwächsten, zeigten sich an Deck und schauten den Vorbereitungen zu, deren Absicht sie, mit solcher Jagd unbekannt, noch immer nicht begreifen konnten.

Der alte Bleede, in der rechten Hand die mit dem scharfen Eisen bewehrte Harpunenstange, von der aus ein dünnes Tau an Bord lief, und dort um eine der Bettingen geschlagen war, stieg

jetzt auf die Starbord-Bindenetpardune hinaus, auf der hin er bis zum unteren Theile des Bindenetbaums (ω), da wo dieses Pardunen mit denen des Klüvers zusammenlaufen, vorschritt. Hier, mit der linken Schulter fest gegen das durch die angespannten Taue aufrecht gehaltene Holz gedrückt, erfaßte er die Harpune mit beiden Händen und stand nun, die Arme erhoben und das Gewicht des Körpers zur Hälfte auf das rechte Bein geworfen, bereit, das erste sich ihm nähernde Opfer mit sicher geschleuderter Waffe zu erreichen. Er bildete, fest und unbeweglich, wie er dastand, ein treffliches Seitenstück des Bugsprietbilds der Amazone, und schien fast, wie sie, kein lebendes, sondern ein aus Erz gegossenes Meisterstück der Bildhauerkunst. Der Platz, wo er sich befand, war übrigens, bei der Aufregung, in welcher sich die Wogen noch immer bäumten, keineswegs gefahrlos; oft zwar durchschnitt das wackere Schiff mit scharfem Kiel die Wellen, die sich ihm entgegenwarfen, stieg dann leicht und graziös auf ihren Kamm hinauf und schoß mit Pfeilesschnelle über sie hin, manchmal aber drängten sich ihm die tiefindigofarbenen Abgründe doch in zu schneller Reihenfolge entgegen, und hinein in die Fluth tauchte dann das Bug und mit ihm nicht selten fast die Hälfte des Bindenetbaums, so daß der alte Mann zu mehren Malen bis über die Schultern verdeckt war und dann, mit dem sich wieder hebenden Fahrzeug, einem Wassergott nicht unähnlich, dem unruhigen Meere entstieg, wobei ihm die klare Fluth von Armen und Füßen und von dem, immer noch regungslos gehaltenen Harpuneisen herabträufte. Die Delphine mußten aber wohl etwas dergleichen gemerkt haben, denn es schien, als ob sie von dem Augenblicke an, wo ihnen das gefahrdrohende Eisen in den Strahlen der Sonne entgegenblinkte, die unmittelbare Nähe des Schiffes gemieden hätten und jetzt in etwas weiterer Entfernung, sicher vor dem Wurf, ihre Spiele fortsetzen wollten.

eben der zu große Blutverlust an ihm die lebhaften, glühenden Farben zu nehmen, die mehr und mehr erblaßten. Unter dem dreimaligen Hurrah der Matrosen zogen ihn diese jetzt mit Hülfe einer über ihn geworfenen Schlinge an Bord, und hier, in dem letzten Aufflammen der fast erloschenen Lebenskraft war es, wo er noch einmal in all seiner Herrlichkeit in wieder erwachter Farbenpracht erschien. Wie mit grünschillerndem Gold übergossen lag er da, und der olivengrüne Rücken zeigte tiefblaue, wunderschöne Strahlen und Streifen; Kopf und Bauch wurde silberglänzend, und wie ein Thal, über das leichte Wolken jagen und ihm bald den Sonnenschein entziehen, bald den leuchtenden Strahlen den vollen Zutritt verstatten, so zuckten und schwanden und erwachten die Tinten wieder auf dem Körper des sterbenden Thieres, bis sie endlich mehr und mehr einer grauen matten Schieferfarbe wichen und im Tode nichts als ein schmuziges Weiß und trübes Braun zurückließen.

„Sic transit gloria mundi!“ sagte der Rittmeister leise und blickte fast traurig auf den eben noch so regsamen Körper des erlegten Thieres nieder. Die Matrosen ließen ihm aber nicht lange Zeit zu philosophischen Betrachtungen; ihre Absicht mit dem nicht unbedeutenden Stück Fleisch war materiellerer Art, und eine halbe Stunde später verschwand unter des Kochs rauhen Händen Schönheit und Glanz, und mit ihnen Haut und Form des armen Wanderers der Tiefe.

Die Amazone segelte jetzt, von allerdings sehr günstigem Winde getrieben, ihrem Ziel entgegen; einer solchen Hülfe bedurfte es aber auch in der That, da sie die Meeresströmungen vollkommen gegen sich hatten und auch in diesen, ehe sie Madagascar hinter sich ließen, keine günstige Veränderung erwarten durften. So dauerte es denn fast vierzehn Tage, ehe der Steuermann den, eines Morgens noch schläfrig der Cajüte ersteigenden

Passagieren die deutlichen Umrisse der stattlichen und umfangreichen Insel Madagascar am westlichen Horizont zeigte.

Madagascar aber hat durch die letzten Vorfälle und die wirklich kräftige Energie seiner Königin eine Bedeutung gewonnen, die es der Aufmerksamkeit Europa's nicht allein würdig macht, sondern auch in seiner jetzigen Entwickelung und in den, ihm noch bevorstehenden inneren und äußeren Kriegen wenn auch weniger unsere Theilnahme, doch sicherlich unser Interesse im höchsten Grade erregen wird und muß.

Was die Insel selbst betrifft, so nimmt sie einen Flächenraum ein, der ihr fast den Anspruch auf den Titel eines Continents giebt. Sie ist etwa 900 engl. Meilen lang, an der breitesten Stelle aber nur (und zwar in der Mitte) 350 Meilen breit, und soll, nach ungefähren Schätzungen natürlich, die ungeheure Strecke von einhundert und fünfzig Millionen Acker Land in sich schließen. Madagascar erstreckt sich vom 12ten Grad bis zum 25,40 südlicher Breite, liegt zwischen 43,41 und 50,30 östlicher Länge, und wird durch den etwa 300 Meilen breiten Mozambique-Canal vom afrikanischen Festland getrennt.

Was die Oberfläche der Insel betrifft, so drängt sich das Land in der Mitte in Hochebenen und Gebirgen zusammen, an der Ostküste bleibt dabei von zehn bis dreißig (engl.) Meilen flaches Land, auf der Westküste von fünfzig bis hundert, und inmitten der Insel, das Rückgrat derselben bildend, steigen einzelne Kuppen bis zu 6000 Fuß über die Meeresfläche empor, von denen manche vulkanischen Ursprungs scheinen, wie sich denn auch, nach Aussage der Eingeborenen, noch hie und da „brennende Berge" im Inneren finden.

Das niedere Land übrigens, wie auch manche große, selbst von Bergen eingeschlossene sumpfige oder auch nur niedrig gelegene Strecke, ist entsetzlich ungesund und hat in früherer Zeit

eben der zu große Blutverlust an ihm die lebhaften, glühenden Farben zu nehmen, die mehr und mehr erblaßten. Unter dem dreimaligen Hurrah der Matrosen zogen ihn diese jetzt mit Hülfe einer über ihn geworfenen Schlinge an Bord, und hier, in dem letzten Aufflammen der fast erloschenen Lebenskraft war es, wo er noch einmal in all seiner Herrlichkeit in wieder erwachter Farbenpracht erschien. Wie mit grünschillerndem Gold übergossen lag er da, und der olivengrüne Rücken zeigte tiefblaue, wunderschöne Strahlen und Streifen; Kopf und Bauch wurde silberglänzend, und wie ein Thal, über das leichte Wolken jagen und ihm bald den Sonnenschein entziehen, bald den leuchtenden Strahlen den vollen Zutritt verstatten, so zuckten und schwanden und erwachten die Tinten wieder auf dem Körper des sterbenden Thieres, bis sie endlich mehr und mehr einer grauen matten Schieferfarbe wichen und im Tode nichts als ein schmuziges Weiß und trübes Braun zurückließen.

„Sic transit gloria mundi!“ sagte der Rittmeister leise und blickte fast traurig auf den eben noch so regsamen Körper des erlegten Thieres nieder. Die Matrosen ließen ihm aber nicht lange Zeit zu philosophischen Betrachtungen; ihre Absicht mit dem nicht unbedeutenden Stück Fleisch war materiellerer Art, und eine halbe Stunde später verschwand unter des Kochs rauhen Händen Schönheit und Glanz, und mit ihnen Haut und Form des armen Wanderers der Tiefe.

Die Amazone segelte jetzt, von allerdings sehr günstigem Winde getrieben, ihrem Ziel entgegen; einer solchen Hülfe bedurfte es aber auch in der That, da sie die Meeresströmungen vollkommen gegen sich hatten und auch in diesen, ehe sie Madagascar hinter sich ließen, keine günstige Veränderung erwarten durften. So dauerte es denn fast vierzehn Tage, ehe der Steuermann den, eines Morgens noch schläfrig der Cajüte ersteigenden

Passagieren die deutlichen Umrisse der stattlichen und umfangreichen Insel Madagascar am westlichen Horizont zeigte.

Madagascar aber hat durch die letzten Vorfälle und die wirklich kräftige Energie seiner Königin eine Bedeutung gewonnen, die es der Aufmerksamkeit Europa's nicht allein würdig macht, sondern auch in seiner jetzigen Entwickelung und in den, ihm noch bevorstehenden inneren und äußeren Kriegen wenn auch weniger unsere Theilnahme, doch sicherlich unser Interesse im höchsten Grade erregen wird und muß.

Was die Insel selbst betrifft, so nimmt sie einen Flächenraum ein, der ihr fast den Anspruch auf den Titel eines Continents giebt. Sie ist etwa 900 engl. Meilen lang, an der breitesten Stelle aber nur (und zwar in der Mitte) 350 Meilen breit, und soll, nach ungefähren Schätzungen natürlich, die ungeheure Strecke von einhundert und fünfzig Millionen Acker Land in sich schließen. Madagascar erstreckt sich vom 12ten Grad bis zum 25,40 südlicher Breite, liegt zwischen 43,41 und 50,30 östlicher Länge, und wird durch den etwa 300 Meilen breiten Mozambique-Canal vom afrikanischen Festland getrennt.

Was die Oberfläche der Insel betrifft, so drängt sich das Land in der Mitte in Hochebenen und Gebirgen zusammen, an der Ostküste bleibt dabei von zehn bis dreißig (engl.) Meilen flaches Land, auf der Westküste von fünfzig bis hundert, und inmitten der Insel, das Rückgrat derselben bildend, steigen einzelne Kuppen bis zu 6000 Fuß über die Meeresfläche empor, von denen manche vulkanischen Ursprungs scheinen, wie sich denn auch, nach Aussage der Eingeborenen, noch hie und da „brennende Berge" im Inneren finden.

Das niedere Land übrigens, wie auch manche große, selbst von Bergen eingeschlossene sumpfige oder auch nur niedrig gelegene Strecke, ist entsetzlich ungesund und hat in früherer Zeit

schon der Insel den Namen des „Europäischen Todtenackers" gegeben. Dem Europäer verderbliche Fieber herrschen dort, und zwar an manchen Stellen so verheerend, daß der Fremde kaum jene Distrikte betreten hat, wenn er sich schon von der Krankheit ergriffen und dahingerafft sieht. Die gebirgigen Strecken und Hochebenen bieten jedoch gesunde und selbst dem Nordländer zusagende klimatische Verhältnisse dar, und überhaupt möchte in späterer Zeit, wenn erst einmal jene mächtigen Wälder gelichtet und die pestaushauchenden Sümpfe vermindert sind, eine große und günstige Veränderung in dem Gesundheitszustand der Insel vorgehen.

Die frühere Geschichte Madagascar's erstreckt sich allerdings sehr weit zurück, ist aber wenig bekannt. Zuerst erwähnte sie, und zwar als Madeigascar, der berühmte Reisende Marco Polo, der sie aber auch nicht selbst besucht, sondern nur die Bestätigung ihrer Existenz von den Mauren erfahren hatte; es war dieß nach seiner Rückkehr von China, im Jahre 1298.

Zu verwundern ist es, daß die Portugiesen, die doch jährlich ihre Schiffe in den indischen Ocean sandten, sie nicht früher entdeckten; denn erst 1506 landete Ruy Pereira, einer der Capitaine von Tristan d'Acunha's Flotte, der von den übrigen Fahrzeugen durch einen Sturm getrennt worden war, auf Madagascar, das sie damals St. Lawrence nannten. In Frankreich, das endlich die Wichtigkeit dieser Insel einsah, bildete sich erst ein Jahrhundert später (1637) eine Gesellschaft, die 1642 vom Cardinal Richelieu, der zugleich Großadmiral von Frankreich war, das ausschließliche Handelsmonopol auf „Madagascar und die angrenzenden Küsten" erhielt.

Pronis und Fouqembourg, die Agenten dieser Compagnie, ließen sich zuerst in Mangafiaf oder der Bai de St. Luce, an der Süd-Ost-Küste, nieder.

Später erhielt der durch seine Flucht von Kamtschatka berühmte Graf Benjowsky, 1772, den Oberbefehl einer Expedition nach Madagascar, wo er, in Isle de France aufgehalten, erst 1774 landete, sich festsetzte und gar bald durch seine Umsicht und Tapferkeit den Eingeborenen auf das Vortheilhafteste imponirte. Ja, dieß ging so weit, daß sie ihn, durch ihren Aberglauben und eine Wahrsagung noch überdies dazu getrieben, zu ihrem Oberhaupt zu machen beschlossen und ihm auch am 16. Septbr. 1776 in einer hierzu berufenen Volksversammlung die Herrschaft der Insel antrugen. Am 11. October des Jahres huldigten 50,000 Malegaschen ihrem neuen Herrn.

Mit Frankreich begannen hiernach Feindseligkeiten, die endlich die Ausrüstung eines Schiffes in Isle de France — dem jetzigen Mauritius — zur Folge hatten. Dieses landete ohne Widerstand am Fuß des Forts Mauritiana, wo sich Benjowsky mit zwei Europäern und dreißig Eingeborenen befand. Die Letzteren flohen aber und der Graf sank, während er eines der Geschütze bediente, von einer Kugel tödtlich getroffen, zu Boden. So starb dieser außerordentliche Mann, dessen Andenken die Malegaschen noch ehren, obgleich die Franzosen seinen Verdiensten wohl kaum Gerechtigkeit widerfahren ließen.

Von Mauritius und der Isle de Bourbon aus nahm nun Frankreich wieder Besitz von den fast verlorenen Punkten, bis 1811 die englische Corvette l'Eclipse, Capitain Lynne, den Commandanten Sylvain Roux im Namen Sr. britannischen Majestät aufforderte, alle bisherigen französischen Besitzungen Frankreichs an Englands Krone abzutreten, welchem Befehl sich denn auch dieser, der überdies schon von der Abtretung des weit stärker befestigten Isle de France gehört, fügen mußte.

Der 1814 in Paris geschlossene Friede gab, nach Meinung der Franzosen, diesen ihre verlorenen Rechte auf Madagascar

zurück, und wenn ihnen die Engländer dieselben auch streitig zu machen suchten, so nahmen sie doch 1818 durch den dorthin abgeschickten Silvain Roux wieder zuerst feierlichen Besitz von der Insel Sainte Marie, dann von Tintingue, Fort Dauphin und St. Luce, die unter den Befehl des Gouverneurs von Bourbon gestellt wurden. Der König der Howas übrigens, Radama, beschränkte, durch die Engländer aufgereizt, den Handel der Franzosen und nöthigte diese bald, alle übrigen Punkte der Ostküste, die Insel Sainte Marie ausgenommen, wieder zu räumen.

Auf dieser beschlossen sie aber sich festzusetzen, um nicht allein ihre eigenen dortigen Besitzungen, wie auch die vor den Howas und unter ihren Schutz geflüchteten Madecassen zu schützen, als auch überhaupt die Handelsverbindung mit dem Festland der großen Insel nicht ganz außer Händen zu geben, die überdies schon durch die erzwungene Abtretung von Isle de France (Mauritius) an England sehr geschwächt worden war. Die Engländer ihrerseits aber, die doch wohl die Rechte Frankreichs in der Stille anerkennen mußten, wenn sie es auch nicht öffentlich thaten, suchten nun — ein sicherer Beweis des eben Gesagten — einen eingeborenen König, Radama, den Fürst der Howas, in seinen Rechten zu unterstützen und sich selbst ihm unentbehrlich zu machen. Das gelang ihnen auch und es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß sie ihren Zweck nach und nach erreicht hätten, wäre nicht Radama plötzlich gestorben und die Regierung, trotz der Vorherbestimmung des Monarchen, in die Hände einer seiner Frauen übergegangen, die durch die, in seinen häufigen Kämpfen gestählten und kriegerischen Häuptlinge geschützt und auf dem Thron gehalten wurde.

Radama hatte nämlich einen Sohn seines Schwagers Rataffa zu seinem Nachfolger bestimmt; die aber, die kühn genug waren, dessen Rechte öffentlich vertreten zu wollen, wurden nie-

dergestoßen und der Prinz selbst mit den Seinigen gefangen und ermordet. Die Engländer bereuen es jetzt auch sehr, diesen Thronerben damals nicht gerettet zu haben, was ihnen dann ein leicht verfechtbares Recht gegeben hätte, die Usurpatrice Ranavalona zu vertreiben und einen König der Insel zu erhalten, der dann schon durch die Pflicht der Dankbarkeit genöthigt gewesen wäre, ihnen Rechte zuzugestehen, die sie, wenigstens im Handel, zu Herren der Insel machen mußten. Der Capitain eines Kauffartheischiffes, der Parson hieß, soll besonders, durch seine Furcht dem Eigenthümer des Fahrzeugs mißfällig zu werden, die Ursache an dem Tode des unglücklichen Prinzen gewesen sein; denn als sich der arme Rataffa in seiner Noth später an einen englischen Freund wandte, durch den es der Gouverneur von Mauritius erfuhr, so sandte dieser wohl augenblicklich und die Wichtigkeit des Falls vollkommen begreifend, zwei englische Kriegsschiffe ab, die aber zu spät an Ort und Stelle eintrafen, ihn oder seine Familie noch zu retten.

Um jedoch zu wissen, welches Recht die Howas überhaupt auf diesen Theil der Insel hatten, möchte es vielleicht hier am Platze sein, die verschiedenen Völker sowohl wie den Landstrich, den sie bewohnen, etwas näher zu erwähnen.

Im Ganzen giebt es drei Haupt-Nationen auf der Insel: die Howas, Sakalaven und Betsimsaraken; diese zerfallen jedoch wieder in eine Menge kleinerer Stämme. Uebrigens findet das, was von den anderen Inseln des indischen Oceans, wie Sumatra, Java &c. gesagt wird, auch hier seine Anwendung. Es bestehen hier nämlich zwei verschiedene Raçen, die eine von den Negern, die andere mehr von Malayen oder einer helleren Menschenklasse abstammend. Madagascar ist also jedenfalls von zwei verschiedenen Ländern bevölkert worden; wie und wann das aber geschehen, bleibt wohl für immer mit dem ungehobenen

Schleier der Vergangenheit bedeckt. Die Missionaire übrigens wollen nach genauer Untersuchung der verschiedenen Dialekte behaupten, daß die Sprache der Howas, also ganz aus dem Inneren des Landes, durchaus Malayischen Ursprungs ist, und sich diese Sprache ebenfalls an die östliche Küste hinaberstreckt, wo auch die Körperformen der dortigen Stämme mehr ihre malayische Abstammung verrathen. Hierin unterscheidet sich nun aber Madagascar von jenen anderen Inseln, denn auf denen bestehen die Küstenbewohner aus der weißeren und intellectuelleren Klasse, und die, das innere Land Bewohnenden tragen ziemlich deutlich die Spuren ihrer Negerabkunft, während auf Madagascar gerade der umgekehrte Fall stattfindet, da die Bewohner der Gebirge eben die Howas sind, die sich nun jetzt auch die Ostküste unterjocht haben, während an der Westküste die Sakelaven deutlich ihre afrikanische Abkunft — aber mehr vom Kaffer als Neger stammend — verrathen.

Die Ostküste wurde früher von den Betsimsaraken (das vereinigte Volk), einem fleißigen, Ackerbau und Viehzucht treibenden und harmlosen, friedliebenden Volk bewohnt, das sich auch großentheils ohne Schwertschlag den Howas unterwarf; ein Stamm von ihnen aber, und zwar der, welcher die nordöstlichen Ufer der Antongil-Bai inne hatte, widersetzte sich auf das Hartnäckigste den Eindringlingen und wurde fast gänzlich vernichtet, denn was die Howas von ihnen nicht niedermetzelten, verkauften sie als Sklaven.

Die Howas hatten nun bis zu ihres Königs Radama Tod und durch ihr kräftiges und gemeinsames Zusammenwirken, die größte Bedeutsamkeit auf der Insel erreicht; da starb Radama und die jetzige Königin Ranavalona schüttelte auf einmal all und jeden europäischen Einfluß von sich ab. Dieß aber zu bewerkstelligen, mußte sie vor allen Dingen das Christenthum wieder

ausrotten, was schon, von Radama begünstigt, gewaltig um sich gegriffen hatte; denn nicht mit Unrecht fürchtete sie sich durch eine fremde Religion ihr Volk entfremdet zu sehen. Nicht leicht ist es aber, dem Volk einen einmal festgewurzelten Glauben zu nehmen, deshalb mußten die alten Götzen wieder ihre Wunder wirken. Vom Geist besessene Priester sprachen die Urtheile und Tausende fielen unter ihren Opferbeilen, oder den, ihnen beigegebenen Speeren der Krieger. Zum großen Aergerniß der Engländer erkannte sie aber auch alle die früheren Colonisations- und Handelsverträge nicht an, die ihr Gatte mit diesen geschlossen haben sollte, und verlangte, was eigentlich den ersten Ausbruch offener Feindseligkeiten veranlaßte und doch auch wieder nicht mehr war, als Frankreich und England auf seinem eigenen Grund und Boden ebenfalls verlangt haben würde, daß sich nämlich sämmtliche Fremde, die auf der Insel ihren Aufenthalt genommen, mochten sie nun von irgend einem Lande stammen, sich den Gesetzen und Sitten der Howas fügen sollten.

Die Franzosen erkannten indeß insofern ihren Vortheil, daß sie, um ein fremdes Land zu erobern, sich auch einen Theil desselben zu Freunden zu machen suchten, und zu diesem Zweck nahmen sie die, an der Nordostküste gelegene Insel Nossi-be in Besitz, von wo aus sie einzelne kleine Häuptlinge gegen die übermüthigen Howas beschützen konnten. 1839 flüchtete denn auch Tsiumeik, die Königin des kleinen, an der nördlichsten Küste gelegenen Staates Bueni, vor den Verfolgungen der Howas nach Nossi-be und trat, sich unter französischen Schutz begebend, ihre Besitzungen an Frankreich ab. Der König von Ankara folgte im nächsten Jahr ihrem Beispiel.

Ranavalona nun, die im Jahre 1836 allerdings eine Gesandtschaft nach England und Frankreich gesandt hatte, und in

den, dieser mitgegebenen Briefen*) sich keineswegs abgeneigt zeigte, in Handelsverbindungen mit beiden Ländern zu bleiben,

---

*) In einem erst kürzlich erschienenen englischen Werk: „Madagascar past a present" sind diese beiden Briefe als literarisches Curiosum abgedruckt, sie lauten wie folgt:

„An den König William den Vierten, König von Groß-Britannien und Irland 2c.

Dieß sage ich zu Dir, mein Freund, daß ich Briefe zu Dir und Du Briefe zu mir geschickt hast und vielleicht einiges unserer freundlichen Correspondenz seine Bestimmung verfehlt haben mag, deßhalb schicke ich meine Gesandten zu Dir, um Dir Freundschaft anzukündigen.

Nun habe ich die gewöhnlichen Geschenke für Radama nicht angenommen, aber nicht etwa, weil ich ärgerlich oder böse war; wenn aber Freundschaft durch das Erwerben von Geld und Gütern geknüpft und durch den Tausch von Waaren erhalten werden soll, dann habe ich die Geschenke deßhalb nicht angenommen. Und Sachen, die wir haben und Du nicht, die kannst Du von uns kaufen, und Sachen, die Du hast und wir nicht, die kaufen wir von Dir.

Und was Deine Freundschaft mit Radama betrifft, so hat Radama keine seiner Unterthanen über die See geschafft, und ich, die Nachfolgerin Radamas, schaffe auch keine Unterthanen über See — weder zu Dir noch zu einer anderen Nation.

Mögest Du lange leben und stets mein Freund sein, und möge das Volk von England stets das Volk von Madagascar sein.

Mögest Du lange leben, sagt

Ranavalonamanjaka."

„An den König der Franzosen!

Dieß sage ich Dir, daß Dich meine Gesandten besuchen werden, Dir meine Freundschaft zu versichern. Und wenn wir etwas haben und Du nicht, so kannst Du es von uns kaufen, und wenn Du etwas hast und wir nicht, so können wir es von Dir kaufen.

Denn ich habe keinen Feind über der See, bei keiner Nation, aber ich wünsche gute Freundschaft und guten Handel.

Dieß sage ich Dir, mögest Du lange leben sagt

Ranavalonamanjaka."

war doch auch wiederum keineswegs gesonnen, auch nur das Mindeste ihrer Rechte zu vergeben, und suchte vorzüglich den Europäern das recht ins Gedächtniß zurückzuführen, daß sie auf ihrem eigenen Besitzthum eben so unumschränkte Herrscherin wäre, wie irgend ein fremder Fürst civilisirterer Nationen. Als sie daher einsah, daß sie das, so lange noch weiße Händler, und mit ihnen zugleich Missionaire, ihre Territorien durchstreiften, nimmermehr würde, so warf sie die bisher wohl nur des eigenen Nutzens halber vorbehaltene Maske der Freundschaft gänzlich ab, und zwang die Europäer, die sich nicht unbedingt der willkürlichen Gewalt ihrer Fürsten unterwerfen wollten, ohne weiteren Zeitverlust die Insel zu verlassen.

Als ihr von den Engländern deshalb Vorstellungen gemacht wurden, sagte sie, allerdings für ihre Verhältnisse ganz treffend: „Ich bekümmere mich ja nicht um die Gesetze und Einrichtungen Eures Landes, um das, was Eure Königin thut — thut Ihr ein Gleiches.“

Da erst, als gegen Franzosen wie Engländer in Tamatave wirklich Gewalt gebraucht wurde, denn dorthin waren die Ausländer schon in letzter Zeit förmlich verwiesen, sandten die Engländer von Mauritius Capitain Kelly mit der englischen Fregatte Conway nach Tamatave, die britischen Unterthanen zu schützen. Dieser langte dort am 12. Juni 1845 an, fand aber schon das französische Kriegsschiff Zelée vor Anker, zu welchem am nächsten Morgen auch noch die Fregatte Berceau eintraf, deren vereinigte Mannschaft nun umsonst freundlichere Bedingungen für die Europäer, oder doch wenigstens hinlänglichen Aufschub ihr sämmtliches Eigenthum fortzuschaffen, verlangte. Die Beamten der Howas, auf ihre Instructionen und Waffenmacht trotzend, ließen sich auf keine weiteren Erörterungen ein, ja wollten nicht einmal einen in französischer, englischer und der Sprache

der Malegassen abgefaßten Protest gegen dieses Verfahren annehmen und ließen die beiden Offiziere der verschiedenen Nationen unverrichteter Sache zu ihren Schiffen zurückkehren.

Später wurde zwar ein Offizier von ihnen zum Ufer gesandt, der das nochmals ans Land geschaffte Schreiben empfing und — wenn überhaupt — bis zwei Uhr Nachmittags Antwort versprach. Eine Antwort wurde ihnen denn auch, lautete aber dahin, „daß ihr Gesetz zu Gunsten Fremder nicht geändert werden könnte noch würde, und daß die Howas nicht gesonnen wären, sich in dieser Hinsicht noch auf weitere Verhandlungen einzulassen.“

Die Bewohner von Tamatave wußten nun aber wohl, daß nach solcher Antwort Feindseligkeiten beginnen mußten. Die Howa-Soldaten zogen sich daher in das sehr befestigte Fort zurück und die übrigen Einwohner flüchteten mit ihrer Habe in den Wald.

Halb drei Uhr eröffneten die Schiffe nun ihr Feuer, und zwar hauptsächlich nach dem Fort; dieses aber, erst vor wenigen Jahren von arabischen Ingenieuren und zwar aus soliden Steinmassen erbaut, trotzte ihren Angriffen, und das Ganze, was sie mit dem Verlust des dritten Theils ihrer sämmtlichen Mannschaft erreichen konnten, war die Erstürmung der Außenwerke, auf denen sie eine Fahne der Howas fanden und theilten. Hier aber sahen sie sich dem vernichtenden Feuer des Forts so ausgesetzt, daß sie nicht einmal ihre Todten (deren Köpfe später von den Howas auf Stangen am Ufer aufgesteckt wurden), sondern nur die Verwundeten im Stande waren wieder einzuschiffen, und also das angegriffene Fort unverrichteter Sache verlassen mußten.

„Welches Reich hat denn nun aber ein eigentliches Recht auf Madagascar?“ frug Günther, als der Capitain, der ihnen die obigen Mittheilungen gemacht hatte, einen Augenblick schwieg.

„Engländer wie Franzosen scheinen dadurch, daß sie beide ihre Schiffe nach Tamatave sandten, doch auch beide gesonnen zu sein das Land als das ihre zu betrachten.“

„Rechte wohl keines von beiden!“ meinte der Capitain.

„Die Engländer auf jeden Fall so viel als die Franzosen,“ sagte dagegen der Rittmeister.

„Daß sie das behaupten,“ lächelte Capitain Barring, „ist mir gerade ein ziemlich sicherer Bürge, daß sie es nicht haben, denn wenn sie überhaupt Rechte darauf besäßen, so wären sie die Letzten, die einer andern Macht ein Gleiches eingeräumt oder auch nur früher daran gedacht haben würden, eine Unabhängigkeit des Königs der Howas anzuerkennen. Nein, sie fürchten nur, und nicht mit Unrecht, daß Frankreich durch Besitznahme Madagascars ihnen für die schon gewonnene Insel Mauritius zu gefährlich würde; denn Mauritius selbst, obgleich unter englischer Botmäßigkeit, ist im Herzen noch immer französisch und hängt auch mit seinen Lebensbedürfnissen sehr von der benachbarten größeren Schwester ab.“

„Warum griffe denn aber Frankreich nicht zu, wenn es ein Recht zu haben glaubte?“ warf der Rittmeister ein.

„England — fürchtet es — möchte doch nicht so ganz ruhig dazu dreinschauen,“ erwiederte Jener, „und da es gegenwärtig gerade andere Interessen zu verfechten hat, so verschiebt es wahrscheinlich noch für jetzt einen entscheidenden Schlag. Deßhalb ist es aber nicht unthätig: die Besitznahme von Nossi-be hat sie mit den Feinden der Howas auf vertrauten Fuß gestellt; von hier aus kann sie diese beschützen und die stolze Königin, wenn einmal der richtige Zeitpunkt erscheint, von Land und See aus und nicht blos mit Fremdlingen, sondern mit Eingeborenen von Madagascar selber angreifen, was um so leichter die, mit der Regierung Ranavalona's Unzufriedenen bewegen wird sich ihm

anzuschließen. Die westlichen Bewohner Madagascars, die tapferen Sakalaven, wären auch wahrlich keine verächtlichen Hülfstruppen, denn sie sind schon, ohne die Hülfe der Weißen, gar manchmal der Schrecken der Howas geworden und haben den Krieg oft selbst in Feindesgebiet und über die Gebirge hinüber getragen."

„Ei, da müssen diese Bewohner von Madagascar doch ein recht tapferes, kriegslustiges Volk sein," sagte Günther. „Alles was Sie uns bis dahin von ihnen erzählt, deutet wenigstens darauf hin."

„Das ist auch der Fall," erwiederte der Capitain, „und ich wünsche nur, es wäre uns verstattet zu landen, damit Sie selbst sich überzeugen könnten. Daran ist aber kein Gedanke, denn die Eingeborenen sind, besonders in letzter Zeit, so mißtrauisch gegen alle Europäer geworden, daß wir leicht mit Kugel und Lanze empfangen werden könnten, und da bleiben wir doch lieber in sicherer Entfernung."

„Den Europäern geschieht's übrigens recht," lachte Franz Bonnfeld, „daß sie jetzt von Leuten geschlagen werden, die sie selbst erst die Kriegskunst gelehrt; wenn die Malegaschen keine Feuerwaffen hätten, so müßten sie sich bald den Fremden unterwerfen."

„Das mag sein," entgegnete Capitain Barring, „aber die Malegaschen haben auch an sich selbst besondere Verdienste, und in Allem was sie gelehrt wurde, gar bedeutende Fortschritte gemacht. Selbst der Eifer, mit dem ein großer Theil dem Götzendienst entsagte, verräth, daß sie Nachdenken haben und das Bessere wählen können, wenn es ihnen nur gezeigt wird. Die jetzige Königin hat freilich wieder die alten Götter — ein auch in Europa bekanntes Mittel — durch Feuer und Schwert zu Ehren gebracht."

gez. v. G. Kühn

lith. v. A. Hurger

Der Häuptling der Howas.

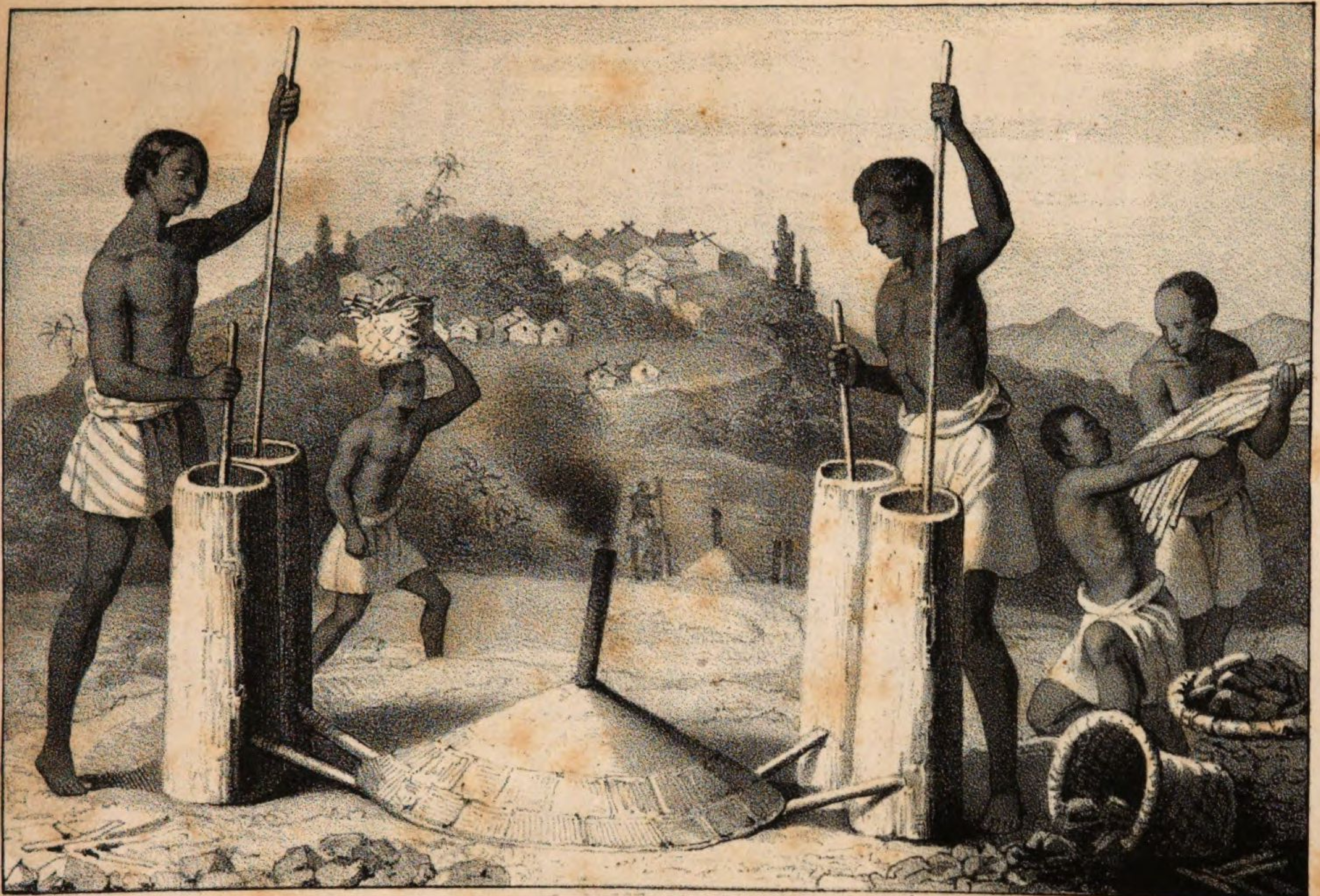
„Sie dürfen nichts Anderes erwarten," sagte der ältere Bonnfeld, „wenn sie einmal mit Europäern in Verbindung treten, so müssen sie auch dafür büßen. Mögen die nun Franzosen oder Engländer heißen, es hat doch jede fremde Nation, sie mag sich so uneigennützig stellen wie sie will, stets nur ihr eigenes Interesse im Auge. Daß übrigens ein Kampf mit den Eingeborenen, trotzdem daß ihnen die Europäer in der Kriegskunst überlegen sein mögen, noch lange Jahre dauern könne, setzt die Tapferkeit der kriegerischen Malegassen außer allen Zweifel. Zu uns hinüber sind allerdings nur einzelne Beispiele ihres spartanischen Muthes gedrungen, aber ich weiß noch recht gut, welches Aufsehn der Tod eines Häuptlings der Howas machte, der, von der Uebermacht der Sakalaven zurückgedrängt, sich unter keiner Bedingung als Kriegsgefangener ergeben wollte, sondern sein Weib mit dem eigenen Körper deckte und Tod und Verderben in die andringende Schaar der Feinde schleuderte, bis er endlich den zahllosen, nach ihm geschleuderten Speeren erlag. Solcher Beispiele giebt es viele und ein Volk, das so gegen den eigenen Nachbarstaat kämpft, wird sich gewiß nicht leicht einer fremden Nation unterwerfen. Uebrigens ist es möglich, daß die Sache doch noch am Ende gütlich beseitigt würde, denn Rakotondradama, der Sohn und muthmaßliche Thronerbe der Königin, soll, durch die Vorstellungen eines muthvollen eingeborenen christlichen Predigers, Namens Rakama, von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion überzeugt, und erst ganz kürzlich getauft worden sein. Zu gleicher Zeit wird auch behauptet, daß er zwanzig gefangenen Christen, die ihrer Standhaftigkeit wegen bereits zum Märtyrertod bestimmt gewesen, die Freiheit verschafft habe, wie auch die, in die Gebirge geflüchteten und immer noch verfolgten Anhänger des Christenthums nun hoffen dürften, freier zu athmen."

„Die Madegassen werden überhaupt gezwungen sein, mit den Europäern in Handelsverbindung zu bleiben," sagte Günther, „denn Pulver, ja selbst Waffen können sie doch nur von diesen beziehen."

„Glauben Sie das ja nicht," fiel hier der Steuermann ein. „Ich bin früher, von Mauritius aus, mehre Male drüben gewesen um Rindvieh zu holen, was Bourbon und Mauritius sonst einzig und allein von Madagascar bezog, und habe dort gesehen, wie erfindungsreich sich die Eingeborenen ihre Werkstätten herzustellen und selbst das harte Eisen zu schmelzen und zu schmieden wußten. Ihre Schmelzöfen sind übrigens ihrer Einfachheit wegen interessant, und Sie hätten nur sehen sollen, wie praktisch sie besonders die Blasebälge eingerichtet hatten. Der eigentliche Schmelzofen befand sich nämlich in einer Grube, die mit platten Steinen belegt war und oben in der Mitte eine mehre Fuß emporstehende Röhre als Schornstein trug; um aber nun den zum Schmelzen erforderlichen Luftzug anzubringen, wie er überhaupt durch das Löthrohr auf die Metalle wirkt, so standen hier, an entgegengesetzten Enden der Grube, zwei abgesägte hohle Baumstämme, etwa einen Fuß im Durchmesser und zwei einen halben bis drei Fuß hoch, aufgerichtet, von deren unterem Theil eine vielleicht zolldicke Röhre unter den Steinplatten hin in den Schmelzofen lief. In diese mörserartigen Blasebalge, wenn ich sie so nennen darf, wurde die Luft durch Stempel gewissermaßen hineingepumpt, und ein Mann trieb mit jeder Hand einen solchen Stempel, die, wie mir gesagt wurde, ungemeine Wirkung hervorbringen sollten."

„Wie steht's denn mit der Jagd auf Madagascar?" frug Günther.

„Ei nun," sagte der Capitain, „da giebt's allerlei, nur keine Elephanten und Raubthiere, sonst aber eine Masse wilder



gez. v. G. Kühn — Druck v. J. G. Fritzsche in Lpzg. — lith. v. A. Hunger

Madegassische Schmelzöfen.

Rindviehheerden und Schweine, wie denn auch die Eberjagden die bedeutendsten sind. An naturhistorischen Schätzen ist die Insel aber sicherlich reich, und einer späteren Zeit, wenn sich erst wieder einmal die Häfen Madagascar's in Frieden fremden Völkern öffnen, bleibt die Erforschung derselben aufbewahrt. Auch die Thierwelt bietet manches Interessante. So giebt es in ungeheuerer Menge mehre Arten von Makis (Lemur) hier, von denen die zierlichsten etwa die Größe einer gewöhnlichen Katze haben. Ihr grauschwarz und weißgefleckes Fell hat Aehnlichkeit mit dem Hermelin, und Kopf und Schwanz ähneln dem Fuchs. Sie finden sich in ungeheuerer Menge und die Felle derselben werden, wenn sich erst Leute mit dem Fang derselben beschäftigen, gewiß einmal einen guten Handelsartikel liefern."

„Madagascar hat übrigens auch seine Mährchen, und der Reisende Leguevel de Lacombe erzählt ein solches vom Nossi-be-See."

„Mitten in diesem See liegt eine Insel, auf der „vor alten Zeiten" eine wunderschöne, aber auch eben so boshafte Fee wohnte, die zugleich über die bösen Wassergeister Sakare und Bilitsch gebot. Sie hieß Mahao und war die Tochter eines mächtigen Häuptlings der Antaymurs, Dian Ansai. Aus Arabien stammend, hatte er seine Tochter mit all' den geheimen Künsten der Magie bekannt gemacht; diese aber, durch die Untreue ihres Gatten empört, schwur dem ganzen Männergeschlecht Tod und Verderben und machte nun von ihren überirdischen Kräften einen so entsetzlichen Gebrauch, daß sie ihr Vater, über die Wirkung seiner eigenen Lehren erschreckt, aus dem Lande trieb, wonach sie sich auf dieser einsamen und entlegenen Insel niederließ."

„Um aber nun ihr Vorhaben, allen Männern verderblich zu werden, am besten ausführen zu können, zog sie, der

Circe gleich, die Söhne der benachbarten Häuptlinge auf ihre Insel, verlockte sie durch ihre Reize und gab ihnen dann einen Trank, der ihre Sinne so verwirrte, daß sie sich entweder selbst in den See stürzten oder doch, ein leichtes Opfer ihrer Mordlust, von der eigenen Hand der Verführerin fielen. Die Strafe ereilte aber endlich die Verbrecherin. Von dem Stamm Bemans hatte sie sechs Söhne geopfert und der siebente war jetzt ausersehen, den Tod seiner Brüder und der anderen Fürstensöhne an der Schändlichen zu rächen. Den Rathschlägen des weisen Ratsnor zufolge begab sich der junge Prinz auf die Insel, stellte sich, als ob er von den Reizen der Verführerin bezaubert sei, bemächtigte sich aber, als sie ihn schon sicher in ihr Netz gelockt glaubte und die nöthige Vorsicht vergaß, eines Riesenzahns, der sie unverwundbar machte, und durchbohrte sie."

„Das vernichtete aber trotzdem noch nicht ihre ganze Macht zu schaden, denn ein anderer Talisman, der sie in den Rang der Genien erhob, machte es ihr möglich, den Menschen selbst nach ihrem Tode noch verderblich zu werden. So ruht sie denn jetzt im Grunde des Sees, doch die Stimme eines Mannes genügt, ihren alten Haß wieder zu erwecken; die Eingeborenen, wenn sie den See befahren, hüten sich deßhalb auch wohl nur einen Laut hören zu lassen. Schweigend rudern sie über die stille Fläche, ängstliche Blicke werfen sie links und rechts hinüber, ob die Entsetzliche nicht dennoch von ihrer Nähe Kunde erlangt habe, und erst am sicheren Ufer, wohin die Macht der Zauberin nicht reicht, gewinnen die abergläubischen Malegaschen wieder Muth und schimpfen nun auf die Hexe und werfen Steine und Erde in den See."

„Das geht überall so," lachte der Rittmeister. „Die Menschen haben an allen Enden der Welt ihre Mahao, mag diese nun in der Wirklichkeit oder in ihrer Einbildungskraft bestehen, und

wo sie sich in der Gewalt derselben befinden oder auch nur zu befinden glauben, da sind sie ruhig und schneiden freundliche Gesichter, ja getrauen sich kaum eine Faust in der Tasche zu machen, und kaum wissen sie sich in Sicherheit, so drehen sie sich um und schimpfen und raisonniren. **C'est tout comme chez nous.** Aber meine Herren, es wird finster und der Nebel fällt schon recht naß hernieder; ich glaube doch, wir gingen lieber in die Cajüte, oder spannten wenigstens das Sonnensegel wieder auf, das die Matrosen, ich weiß nicht weshalb, „eingereeft" haben."

„So wollen wir denn wenigstens erst unser Abendbrod verzehren," sagte der Capitain, „nachher können wir ja wieder an Deck gehen und den herrlichen Abend genießen."

3.

Das brennende Schiff. — Mauritius.

Das Abendmahl war vorüber, die Passagiere hatten sich wieder an Deck versammelt und ein ziemlich günstiger Süd-Westwind, der an Madagascar herauf strebte, trieb die Amazone schnell über die funkelnden, ruhig schaukelnden Wogen dahin. Unsere Reisenden hielten sich dabei in einzelnen, abgesonderten Gruppen beisammen, und wie die Familie Wegmeier, der sich heute der Capitain anschloß, einen kleinen, für sich bestehenden Kreis bildete, so standen, an der Starbordseite des Hinterdecks, dicht am Steuer, Franz Bonnfeld und Günther neben einander, während sich der Rittmeister mit Oskar und dem Tischler Wegmeier unterhielt. Der Obersteuermann hatte die Wache unter Deck, d. h. seine Schlafzeit, und war, wenn auch noch nicht zu Bett, doch wenigstens in seine Coje gegangen.

„Welch' ein wundervoller Abend ist das heute!" sagte Günther endlich, der staunend und bewundernd das herrliche Meer betrachtet hatte. „Welch' wonnige Lüfte wehen jetzt hier, und wie kalt und rauh ist's nun dagegen in der Heimath — welch' ein Unterschied zwischen zwei verschiedenen Ländern!"

„Ei, mein junger Freund," lächelte der Kaufmann, „wir sind auch ein ganz hübsches Endchen von Deutschland entfernt; wenn's irgend wo anders sein darf, so ist's hier. — Am Kap

der guten Hoffnung zum Beispiel haben wir ganz die, unserem nördlichen Vaterland entgegengesetzten Jahreszeiten. Anstatt März, April und Mai als Frühjahrs-, Juni, Juli, August als Sommer-, September, October und November als Herbst-, und December, Januar und Februar als Wintermonate zu rechnen, beginnen wir hier mit dem September unser Frühjahr, zu dem wir noch October und November zählen, — December, Januar und Februar ist Sommer, — März, April, Mai Herbst — und Juni, Juli und August Winter. Rechnen Sie da nun noch dazu, daß die Nordwinde heiß und die Südwinde kalt sind, daß sich also das, was wir in Deutschland unter Nordpol verstehen, gerade am entgegengesetzten Ende befindet, so ist es sehr leicht erklärlich, daß Fremde, Nordländer, die eben erst die Linie passirt sind, im Anfang ganz confus werden und gar nicht mehr recht wissen, ob sie im Winter oder Sommer sind und wo Norden oder Süden eigentlich liegt."

„Mit dem Klima ist's überhaupt eine wunderliche Sache," sagte Günther; „die Breitegrade sind nun einmal gar kein Maaßstab, den man an die Wärme oder Kälte eines Landes legen kann. Was ich zum Beispiel über Nordamerika gelesen habe, schilderte dessen Klima, hinsichtlich der Grade, ganz verschieden von dem europäischen."

„Allerdings!" entgegnete Herr Bonnfeld. „Diese gewaltigen Gegensätze im Klima finden sich aber größtentheils in Asien und Amerika. In den nördlichen Breiten nimmt man ziemlich bestimmt an, daß Januar und Februar die kältesten, Juli und August die wärmsten Monate seien, wobei die Zwischenmonate den allmäligen Uebergang zu diesen bilden. In Neu-York dagegen haben sie, wie Humboldt sagt, den Sommer von Rom und den Winter von Kopenhagen; in Quebeck reifen nicht selten im Sommer die Trauben im Freien, und die Winter geben denen

von St. Petersburg nicht das Mindeste nach. In Peking, wo die durchschnittliche Temperatur die von England ist, kommt die Sommergluth der von Kairo und die Strenge des Winters der von Upsala gleich, und gerade solche Klimate sind es dann, die so gefährlich auf die Constitutionen der Europäer einwirken."

„Was war das?" rief Günther, und horchte hoch auf.

„Ich habe Nichts gehört," sagte Bonnfeld. „Was soll es sein?"

„Es klang wie ein Kanonenschlag!"

„Ja, ja," bestätigte der Matrose am Steuerrad, der bis jetzt, die beiden rauhen Hände fest an den Speichen des Rades, schweigend auf den Compaß geblickt und nur manchmal den Blick zu den geblähten Bramsegeln hinauf geworfen hatte, — „das muß ein Schiff gewesen sein."

„Und nach welcher Richtung?"

„Gerade vor uns, ein Bischen zu Luv — etwa Nord bei Ost."

Herr Bonnfeld lauschte noch einen Augenblick; da drang, ziemlich deutlich, ein zweiter Schuß zu ihnen herüber. Der Capitain war nun auch aufmerksam darauf geworden, und der Untersteuermann sprang in die Wanten des Fockmastes hinauf, ob er vielleicht von dort etwas erspähen könne. Kaum hatte er aber die ersten Marsen erreicht, als er ausrief:

„Vorn über dem Larbord-Bug ein helles Licht!"

„Ist's ein Schiff?" frug der Capitain und lief zu gleicher Zeit an den Wanten des Hauptmastes empor.

„Nein! für eine Schiffslaterne ist's zu groß und Bourbon kann das doch noch nicht sein."

Drei auf einander folgende Schläge antworteten ihm und Capitain Barring rief jetzt schnell:

„Das ist ein brennendes Fahrzeug! Mein Leben setze ich

zum Pfande. — Bourbon liegt noch viel weiter nördlich. — Oberbramsegel auf, Boys, und den Klüver bei. — Tom, luv ein wenig mehr an — so — halt — das ist genug. Wir wollen gerade drauf zu halten," wandte er sich dann an den steuernden Matrosen, „vielleicht kommen wir noch zur rechten Zeit, Menschenleben zu retten. Und nun, Leslie, laßt unser kleines Eisenmaul auch einmal ein Wort mit drein reden — haben sie Boote ausgesetzt, so hören es die vielleicht und kommen nach uns zu; denn wenn sie auch nahe an Bourbon sind, möchten sie hier, in diesem Sturmdistrikt, doch schwerlich ohne Instrumente und Segel das feste Land erreichen."

Die beiden Kanonen der Amazone wurden rasch mit tüchtigen Ladungen versehen und bald schallte ihr Donnerruf über die erzitternde Wasserfläche dahin. Immer deutlicher trat aber auch jetzt der helle Schein hervor, in dem sie nun schon mit bloßen Augen ein brennendes Fahrzeug erkennen konnten. Bald darauf unterschieden sie die an dem einen Mast emporzüngelnden Flammen, und wieder schmetterten von dort herüber die Nothschüsse und klangen schauerlich in der sonst so stillen, düsteren Nacht.

„Wenn wir nur die Unglücklichen erreichen können!" sagte Günther und verwandte kein Auge von dem, dem Verderben geweihten Fahrzeug. „Es muß doch etwas Entsetzliches sein, so von lauter Wasser umgeben durch die Flammen umzukommen!"

„Ich hoffe, sie werden sich schon in die Boote gerettet haben," sagte der Capitain, der, das Nachtglas am Auge, auf der Bekleidung stand und aufmerksam den Brand beobachtete.

„Wenn sie nur die Passagiere retten!" rief Madame Wegmeier mit gefalteten Händen.

„So?" brummte der eine Matrose, der eben den am Steuer Befindlichen ablösen wollte. „Also die Seeleute können zum Teufel gehn? Na warte Du alte Kuffe, mit Deinen Bon=

netten um den breiten holländischen Rumpf herum, und den Schwertern vorn über dem Bug zusammengespließt — warte — das werd' ich mir in's Logbug schreiben, und gnade Dir Gott, wenn wir einmal zusammen auf einem Gang segeln sollten."

Mannschaft und Passagiere waren aber zu sehr mit dem, ihr ganzes Interesse in Anspruch nehmenden Fahrzeug beschäftigt, um irgend einen Ausruf der Madame Wegmeier auch nur einen Augenblick weiter zu beachten. Die Amazone segelte, von günstigem Wind getrieben, mit bedeutender Schnelle dem brennenden Schiffe näher. Deutlich sahen sie jetzt, wie der vordere Theil desselben in hellen Flammen stand und der Fockmast von oben bis unten einer Gluthsäule glich. Erst einzelne Segel des Hauptmastes, das Bram- und Oberbramsegel, fingen aber an zu glimmen, und jetzt erfaßte die Gluth auch das Marssegel und lief zugleich auf dem Mitteldeck hin, so daß sie die Pumpen umschloß und an dem Hauptmast zu lecken begann.

Wie weit das Feuer im Inneren des Schiffs vorgerückt sei, ließ sich natürlich in dieser Entfernung noch nicht bestimmen; so viel aber war gewiß, die Mannschaft hatte sich, aus Furcht vielleicht vor dem Pulvermagazin, in die Boote geflüchtet, und als die beiden Kanonen der Amazone wieder geladen und abgeschossen worden, antwortete aus der, jetzt sichtbar werdenden Barkasse und aus den kleineren Jollen eine Salve von Musketen oder Jagdflinten, die sich luvwärts von der Barke, denn als solche stellte sich das fremde Fahrzeug heraus, befanden.

Die Amazone war jetzt im Begriff, das brennende Fahrzeug ebenfalls luvwärts zu passiren, um nicht etwa durch herübergewehte Funken gar in gleiche Gefahr zu gerathen. Da schallte plötzlich ein dumpfer, wilder Schrei von dort herüber, und als Alle ihre Blicke fest und erstaunt ihm zuwandten, zeigte sich ihnen

ein Schauspiel, was das Blut in ihren Adern erstarren und sie selbst die Menschen vergessen machte, die, ihrer Rettung durch das so glücklich eingetroffene Schiff jetzt gewiß, die Ruder hochgehoben, ebenfalls die Vorgänge auf dem eigenen Fahrzeug in ängstlicher Spannung zu betrachten schienen.

Es mußte dieß ein Transportschiff sein, das, wahrscheinlich aus irgend einem ostindischen Hafen und nach Europa bestimmt, wilde Thiere an Bord in dazu besonders auf dem Verdeck angebrachten Käfigen führte. Die Mannschaft hatte dabei, entweder in eiliger Flucht, vergessen die unglücklichen Thiere zu befreien, oder auch vielleicht gefürchtet von den plötzlich losgelassenen und durch das Feuer noch überdieß in Wuth gebrachten Bestien selbst zerrissen zu werden. In wildem Ingrimm rüttelten diese nun an den eisernen Stäben, die sie in Banden hielten. Die Gluth drang schon zu ihnen hinein, und die beängstigende Hitze, das laute Prasseln der Flammen, das Gebrüll und Heulen der neben ihnen tobenden Gefährten, — das Alles zusammen versetzte sie in einen Grad der Wuth, der selbst die Herzen der, sich in Sicherheit wissenden Zuhörer mit Entsetzen erfüllte. Keiner der vielen hier jetzt sämmtlich an der Starbordseite der Amazone versammelten Menschen wagte ein Wort zu reden — in schweigendem Bangen starrten sie auf das gräßliche Schauspiel hin.

Indessen hatte die Flamme auch den Besanmast ergriffen, und die unten durchgebrannte Fockstenge schlug, von den Stagen am Stürzen nach vorn gehindert, zurück, und mußte wohl einige der Käfigplanken gelöst haben, denn dem Heulen der Bestien mischte sich in diesem Augenblick das Prasseln zerrissener Bretter bei. Da sprang, mit flatternden Mähnen, von der zischenden Gluth grell und fürchterlich schön beleuchtet, ein stattlicher Löwe frei und fessellos an Deck, und flog im nächsten Moment mit gewaltigem Sprung über Bord, in die hoch über ihm zusammen-

schlagende See. Fast zugleich mit ihm hatte aber auch ein ebenfalls bis dahin im Verschlag zurückgehaltener Elephant das starke Seil zu sprengen gewußt, das sein Hinterbein an den großen Mast gefesselt gehalten. Mit geschwungenem Rüssel stürmte er hinaus und zwar mitten in die Flamme hinein, gegen die sein dunkler Körper unheimlich abstach. Hier aber mußte ihn wohl die unerträgliche Gluth und der Schmerz des seine Haut sengenden Elements zurücktreiben; in der nächsten Secunde, von lodernden Tauen überdeckt, erschien er wieder auf dem der Luft ausgesetzten und noch ziemlich freien Theil des Decks, und wie weit hin schmetternder Trompetenton gellte sein Nothschrei durch die Lüfte.

Selbst die übrigen Thiere, in noch grimmerer Angst vielleicht als er selbst, schwiegen einen Moment, als sie den Jammerruf des durch Schmerz und Wuth zur Verzweiflung getriebenen Kolosses hörten, dann aber stimmten sie auch, ein schauerlicher Chor, mit ein in die dröhnende Todtenklage, und von fern her antworteten ihnen die dumpf schallenden Kanonenschläge eines anderen, ebenfalls zur Hülfe der Verunglückten herbeieilenden Fahrzeugs.

Nur ein kleiner Raum auf dem Hinterdeck der Barke war jetzt noch frei, und der stürzende Hauptmast verkündete das Ende der traurigen Katastrophe. Die Käfige der übrigen Bestien hatten aber auch indessen Feuer gefangen, und halb verbrannt, mit sengenden Haaren und rasendem Brüllen brachen nun hier und da einzelne dunkle Gestalten hervor und warfen sich rücksichtslos hinein in die See. Auch der Elephant, durch das Vorbeistürmen anderer aus seiner fast stumpfsinnigen Lethargie geweckt, raffte sich empor und schien eben, als der Besanmast, einer flammenden Kerze gleich, emporloderte, zum letzten Sprunge ausholen zu wollen.

Fast in demselben Augenblick blendete ein hellweißer, zuckender Schein die Augen der Hinüberstarrenden. Das ganze Fahrzeug war in lichter Gluth verschwunden, und der schmetternde Schlag, der blitzesschnell danach folgte, wie die hoch empor geschleuderten, flammenden Holzstücke, die Meteoren gleich die Luft durchschnitten, verkündeten den letzten Sturz des einst so stolzen Baues. Das Feuer hatte die Pulverkammer ergriffen und die hierdurch entstandene Explosion endete, indem sie die Rippen des, seinem Geschick verfallenen Fahrzeugs auseinanderriß, zu gleicher Zeit die Leiden der unglücklichen Geschöpfe, die sonst in fürchterlicher Qual hätten langsam verbrennen müssen.

Die Amazone war indessen den Booten immer näher gerückt, da lenkte, als das durch den blendenden Strahl geschwächte Augenlicht seine Sehkraft wieder gewann, ein dumpfes Stöhnen und Schnauben die Blicke der Männer auf die See nieder, und von den Wogen getragen erkannten sie den, gegen die Fluth ankämpfenden Löwen, der wahrscheinlich die Stimme der Menschen vernommen und hier festen Grund und Boden vermuthet hatte. Mit Entsetzen erkannten aber auch die in dem schwanken Fahrzeug jetzt die neue Gefahr, denn schon das Gewicht des starken Thieres, hätte es eine seiner Tatzen auf den Bord der Jolle gebracht, mußte die ohnedieß überladene unfehlbar sinken machen. Schnell also rief der Steuermann der Fremden den überraschten Matrosen seine Befehle zu — die Ruder fielen ein, von dem keuchenden Löwen hinweg neigte sich der Bug, und fort über die Fluth schoß das leichte Fahrzeug.

Kaum gewahrte aber der König der Wüste die feige Flucht seiner Mörder, als er mit Schwimmen einhielt, sich mit furchtbarer Kraft fast zur Hälfte des Körpers aus der Fluth hob, und sein donnerndes Gebrüll über die Wogen sandte; dann jedoch, als ob das nur der herausfordernde Kriegesruf der beleidigten

Majestät gewesen wäre, sammelte er seine letzten Kräfte, und mit den Pranken peitschte er die See, — die dunkel wallende Mähne schwamm auf der leuchtenden Fluth, — ein Feuerstrahl schoß in den funkensprühenden Wellen hinter ihm drein, und trotzig kämpfte er gegen die, vor ihm aufbäumenden, an. Doch vergebens war sein verzweifeltes Ringen — der nimmer erschöpfenden Kraft des Elements mußte selbst die Stärke des sonst furchtbaren Thieres erliegen; matter wurden seine Schläge, schwerer sein Athmen, die Pausen häufiger und das Brüllen leiser und klagender. Jetzt wälzte sich der Kamm einer Woge über ihn hin — es war die erste, seit sich bei seinem Sprunge die Fluth über ihm brach — aber er hatte nicht mehr die Macht sie zu besiegen; wild nur schüttelte er das schöne Haupt und obgleich er nun bis fast dicht an die Amazone herangekommen war, achtete er doch nicht der steilen, neben ihm aufsteigenden Schiffswand — sein funkelndes Auge blieb auf das flüchtige Boot geheftet — Rache wollte er haben für Gefangenschaft und Tod — Rache, ehe er hinabsank in das ihm feindliche Element und noch einmal, wie in letzter wilder Wuth, hieb er die mächtige Tatze in die ihm begegnende Welle.

Umsonst — auch diese schoß wieder über ihn dahin — er vermochte schon nicht mehr das zottige Haupt zu schütteln — immer schwerer, immer ängstlicher wurde sein Keuchen — dicht unter dem Stern der Amazone trieb er jetzt hin — wieder verschwand er — stieg noch einmal empor, so hoch, daß die Tatzen, freilich vergebens, nach einem festen Halt suchten — dann gewann der schwere Oberkörper das Uebergewicht — er sank zurück und über ihm schloß sich, wie sie eben noch vom Bord des Schiffes aus sehen konnten, die gierige Fluth.

Der Ruf des Capitains sammelte nun aber die, bis dahin ganz in das ergreifende Schauspiel versunkenen Matrosen —

seinem Befehl: „Luvbrassen an!“ folgte das monotone Ahoy — ho — ahoy der schnell zu den Tauen springenden Seeleute. Die Blöcke kreischten, das Vormars- und Kreuzsegel flappte gegen die Stengen an, von Bug zu Stern durchzitterte es den gewaltigen Bau und die fremden Boote glitten mit schnellen, regelmäßigen Ruderschlägen über die sich leise hebenden Wogen daher.

Die Fallreepe wurden nun hinabgelassen, Taue den in den Booten aufrecht stehenden Matrosen zugeworfen, und gleich darauf kletterten und sprangen eine solche Menge von wilden, dunkelen Gestalten, theils in europäische, theils in die phantastischen Trachten des Orients gekleidet, an Deck, daß der Capitain fast ängstlich von einem der Männer zum anderen blickte, ob er nicht doch vielleicht gar einer Bande von Seeräubern das Leben gerettet hätte, und nun als Dankbarkeit Cutlaßhiebe und Pistolenschüsse dafür empfangen solle. Dem war aber nicht so. Herzlich sah er sich von Allen, wenn auch in einer ihm fremden Sprache, begrüßt und nur der Steuermann der Fremden, ein Engländer von Geburt wenn auch nicht von Erziehung, konnte sich ihm verständlich machen, und durch diesen erfuhr er denn auch, daß das verlorengegangene Fahrzeug von Sumatra komme und nach London bestimmt gewesen sei. Der Name der Barke war Canton und der Eigenthümer derselben befand sich ebenfalls an Bord, schien sich aber den Verlust seines Fahrzeugs nicht sehr zu Herzen zu nehmen, denn er zündete vor allen Dingen seine gerettete Pfeife an und ging dann, die Unterhaltung seinem Steuermann überlassend, ruhig rauchend auf dem Verdeck hin und her.

Die Mannschaft war sehr gemischt und bestand aus Indiern, Negern und Weißen; sie zeigten sich aber sehr zufrieden, als sie erfuhren, daß die Amazone an dem, nicht mehr so weit entfernten Mauritius landen werde, und schafften nun vor allen Dingen alles das an Bord, was sie in der Barkasse im Stande gewesen

waren zu retten, und worunter sich auch sonderbarerweise der Käfig eines jungen Leoparden befand. Dieser wurde vor die „Hütte" gestellt und mit einem Stück Segeltuch überdeckt. Bald darauf kam auch das andere zur Hülfe herbeigeeilte Fahrzeug, ein englisches Kriegsschiff das hier kreuzte, in Rufes Nähe; das aber konnte weiter keinen Beistand leisten und hielt sich, da die Amazone jetzt wieder ihren früheren Cours angenommen hatte, nur eine kurze Zeit an ihrer Seite, um die näheren Details, Name und Bestimmungsort des verunglückten Fahrzeugs, Ladung ꝛc. ꝛc. zu erfahren, und hielt dann in mehr östlicher Richtung den großen Sunda-Inseln zu.

Der Raum an Bord der Amazone war jetzt allerdings ungemein beschränkt, doch ließ sie ein günstiger Wind erwarten, recht bald den ersehnten Hafen zu erreichen und da auch, bei all dem Unglück, kein Menschenleben verloren gegangen war und der Eigenthümer, der vielleicht vor allen Anderen Ursache gehabt hätte verstimmt zu sein, ganz ergeben in sein Schicksal schien, das er mit einem wirklich bewundernswerthen Gleichmuth ertrug, so wären denn natürlich die Matrosen die Letzten gewesen, die gejammert und geklagt hätten. Bei den ziemlich freigebigen Grogrationen Capitain Barring's befanden sie sich denn auch allem Anschein nach so wohl und zufrieden, daß ein anderes, dazu kommendes Fahrzeug wohl schwerlich vermuthet haben würde, ein großer Theil der Mannschaft bestehe aus verunglückten Seeleuten, die in diesem Augenblick, während sie fast nichts als das Leben gerettet hatten, einem fremden Hafen zusteuerten und dort, mit Sprache und Einwohnern nicht bekannt, keineswegs wissen konnten, wie sich ihr Schicksal noch gestalten würde.

Alle Beschwerden aber, die das gedrängte Zusammenleben und die am Tage fast zu drückend werdende Hitze mit sich brachte,

wurden leicht und gern ertragen, denn es geschah ja doch nur, um unglückliche Schiffbrüchige zu retten, und da hilft jeder Matrose gern. Am zweiten Morgen sahen sie jedoch die schöne Insel schon in geringer Entfernung vor sich; an der Westküste hinauflaufend erreichten sie mit der Abenddämmerung die Bai und den Hafen von Port Louis und warfen Anker.

Capitain Barring beabsichtigte übrigens keineswegs länger hier zu verweilen, als unumgänglich nöthig war die junge Dame an Bord zu nehmen und die leer gewordenen Wasserfässer wieder zu füllen. Das wurde denn auch mit größtem Eifer betrieben und vor allen Dingen setzte man nun die Schiffbrüchigen mit ihren Effecten an's Land, wobei der Capitain für seine freundliche Bemühung nur mit größter Mühe von dem Indier bewogen werden konnte, wenigstens den jungen Leoparden, zum Andenken an ihn, zu behalten. Allerdings wußte er nicht, was er mit einer solchen Bestie, die ihm nur Mühe und Arbeit machte, anfangen sollte; er wollte es aber doch auch dem alten Mann, der so gerührt von ihm Abschied nahm, nicht verweigern, und der unruhig in seinem Käfig hin und her wandernde Bursche blieb an Bord und schaute brüllend nach dem schönen, vor ihm ausgebreiteten Landstrich hinüber, der ja seiner Heimath glich, die er nie, nie wieder durchstreifen sollte.

Von den Passagieren konnten dießmal nur die beiden Brüder Bonnfeld mit an's Land gehen, da das Ausschiffen der Indier die Boote zu sehr in Anspruch nahm, Günther fand aber, auf des alten Bonnfeld Fürwort, doch noch ein Plätzchen neben dem Steuermann, wo er sich freilich sehr an den Luvbordrand des Bootes drücken mußte. Von den rüstigen Armen der Matrosen gerudert, schoß nun das scharfgebaute Fahrzeug blitzesschnell über die hier ruhige, kaum leise bewegte Wasserfläche dahin und bald darauf sprangen die Passagiere mit dem eigenen,

wohlthuenden Gefühl an's Land, endlich einmal wieder, nach monotoner Seefahrt, festen Grund und Boden unter sich zu fühlen. Die einbrechende Dunkelheit verhinderte sie freilich, von der Insel im Allgemeinen mehr zu sehen, als die schroffen, steilen Kuppen und Felskegel, die sich dem Inneren zu thürmten und mit Wald bekleidet nur oben, ein gewöhnliches Zeichen vulkanischer Gebirge, in schroffe Abhänge und Schluchten zerrissen waren.

Port Louis, der Gouvernementssitz der Insel mit über 30,000 Einwohnern, von denen nur etwa 3000 Weiße sind, ist eine hübsche, regelmäßig angelegte Stadt, die mit ihren in letzterer Zeit viel aus Stein erbauten Häusern ein ziemlich europäisches Ansehen gewonnen hat, das um so pikanter gegen die sich dahinter aufthürmenden Berge, gegen die ganze tropische Vegetation und die Schiffe, die bis dicht an den Hafendamm hinan können, absticht.

Die Stadt und ihre Umgebung liegt in einer, von starren Gebirgen umschlossenen Ebene, an der sich mehre steile und wunderlich gestaltete Kegel und Kuppen auszeichnen; nur die Nordwestseite wird von der See begrenzt. Ist aber nun auch Mauritius unter englischer Botmäßigkeit, so hat sich der allgemeine Charakter der Insel und vorzüglich der seiner Hauptstadt doch fast ganz französisch erhalten. Von den drei dort erscheinenden Zeitschriften ist auch eigentlich nur die eine, „The Watchman," englisch gesinnt, die anderen dagegen, der „Cerneen" und „Mauritien," halten fest am früheren Mutterlande und wollen sich gar nicht der „allumfassenden Politik Englands" fügen. Die Colonialarbeiten schreiten jedoch rüstig dort vorwärts und besonders gedeihlich scheint sich der Zuckerbau anzulassen, den man im Jahr 1842 auf 33,000 Tonnen berechnete und der 1846 bis auf 60,000 gestiegen ist.

Die Ursache dieser für das Land so vortheilhaften Aen-

derung hat aber hauptsächlich seinen Grund in der, auch auf andere Länder angewandten Einführung von „freien Arbeitern," der sogenannten Kuli-Einfuhr, also von solchen, die an ein heißes Klima und körperliche Anstrengung in der glühenden Sonnenhitze gewöhnt waren. Nach der Emancipation der Neger sahen die Engländer erst, wie es ihnen plötzlich an Händen fehlte, ihre Aecker zu besorgen; denn der Neger, der in seiner Sklaverei keine Bedürfnisse kennen gelernt hatte, arbeitete, einmal frei geworden, nur so viel, daß er von dem Ertrag leben konnte, und bekümmerte sich wenig darum, ob die Plantagen der „Buckras" gediehen oder zu Grunde gingen, was ihm auch allerdings ziemlich gleichgültig sein konnte. Da mußte aber ein anderer Ausweg getroffen werden um Arbeiter, und zwar tüchtige Arbeiter, besonders nach Mauritius zu führen, was durch die schnelle Emancipation am meisten gelitten zu haben schien. Ostindien bot hierzu freundlich die Hand; von dort führte man (heißt das, wie man behauptete, nur freiwillige Arbeiter) Tausende der Kulis sowohl nach Mauritius als auch nach den westindischen Inseln, und von dem Augenblick an kam fast ein neues Leben in die Colonien.

Wie dieser Kuli-Verkehr aber in einen Kuli-Handel ausartete, der dem wirklichen Sklavenhandel nur wenig nachgab, dafür liefert der Süden Indiens den Beweis, wo der Radscha von Cotschin die Kulis förmlich an die Schiffseigenthümer verkaufte. Die ostindische Regierung verbot auch deßhalb ihre Ausfuhr, und englische Kreuzer mußten sogar aufgestellt werden, das Ausschmuggeln derselben zu verhindern. Im Juni 1842 sanctionirte aber Lord Stanley die Ausführung der Kulis nach Mauritius wieder und gestattete auch in demselben Jahr, daß freiwillige Neger nach den westindischen und übrigen, in den Tropenländern gelegenen Colonien gesandt werden durften.

In letzterer Zeit ist übrigens auch der Versuch gemacht worden, von China Arbeiter zu bekommen und in den Plantagen zu verwenden. Der indische Archipel war allerdings bis jetzt fast der einzige Punkt, nach dem sich die verdienungslustige Bevölkerung China's hinzog; nun aber, da man gesehen hat, wie gut sie dort zu benutzen waren, scheint die Insel Bourbon ebenfalls Lust zu haben, es mit den Bewohnern des himmlischen Reichs zu versuchen, und der Gouverneur von Bourbon hatte schon im vorigen Jahre mehren Schiffscapitainen Auftrag gegeben, zu Singapore und Pulo Pinang chinesische Arbeiter für Bourbon zu werben.

Mauritius oder Isle de France, unter welchem Namen es eigentlich berühmt geworden, wurde im Jahr 1507 von Don Pedro Mascarenhas, einem portugiesischen Schiffsfahrer, entdeckt, der die Insel damals Cerne nannte. Später fiel sie unter Philipp II. in spanische Hände und 1598 landete der holländische Admiral Van Nerk an der damals noch immer unbewohnten, nannte sie Mauritius und nahm im Namen seines Staates Besitz von ihr.

Aber auch die Holländer kümmerten sich wenig um Mauritius, obgleich sie regelmäßige Gouverneure für die Insel behielten, bis es 1712 unter französische Flagge kam, und später, von einem Capitain du Fresne (1715) Isle de France genannt wurde. Napoleon sah seiner Zeit allerdings ebenfalls die Wichtigkeit ein, die Mauritius für den ganzen östlichen Handel haben mußte; das ließen jedoch die Engländer auch nicht außer Acht, und während den französischen Kriegen (1810) sandten sie 12,000 Mann mit 20 Kriegsschiffen von Indien und dem Kap der guten Hoffnung aus nach Mauritius, wo sie, etwas von Port Louis entfernt, landeten und nach nicht leichtem Kampf das französische Heer schlugen und Mauritius dem britischen Scepter unterwarfen. In

dem 1814 geschlossenen Frieden wurde diese Eroberung bestätigt und die Colonie ist seitdem englisch geblieben.

An Produkten liefert Mauritius wie das nahe gelegene Bourbon hauptsächlich Zucker, Kaffee, Baumwolle, Manioc und außerdem fast alle Gewürze, die auf den sonst so berühmten Gewürzinseln gezogen wurden. Es ist deßhalb auch wohl leicht einzusehen, weßhalb England sich solche Mühe giebt, Arbeiter nach dieser Insel zu ziehen, da es nur durch diese hoffen darf, den größten Nutzen aus dem so günstig gelegenen Lande zu ziehen.

Wie schon gesagt, wollte sich Capitain Barring keineswegs lange in Port Louis aufhalten; die Pumpen der kleineren Wasserfahrzeuge*), die an beiden Borden der Amazone lagen, wurden denn auch durch die ganze Mannschaft in Thätigkeit gehalten.

Der alte Bonnfeld, in dem Platze wohlbekannt, schritt rüstig voran in die Stadt hinein und durch ein paar Straßen hin, bis er rechts in eine breite, mit laubigen Bäumen geschmückte Esplanade einbog und sich jetzt erst lächelnd gegen seine Begleiter wandte, als sie ein ziemlich niederes, aber wohnlich aussehendes Haus erblickten, dessen hell erleuchtete Fenster durch dichtes Laubwerk und Rebengewinde hindurchschimmerten. Dort wohnte seine Tochter, und das Herz des alten Mannes klopfte freudig, als er daran dachte, wie er nun sein liebes, seit langen Monden nicht gesehenes Kind überraschen wollte.

---

*) Eine eigene Art von Booten, die nur dazu gebaut sind Wasser einzunehmen und es von den Quellen, wo sie es schöpfen, an Bord der Schiffe zu bringen. In langen Schläuchen leiten sie es gewöhnlich gleich aus der Quelle in ihr Fahrzeug, legen dann dicht an Bord des zu wässernden Schiffes an, und hier wird nun ihr Inhalt durch Pumpen entweder in die Reservoirs oder in die Wasserfässer geleitet, da das Transportiren der Fässer selbst zu viel Schwierigkeiten machen würde.

Die Gartenthür war offen, eben so die Hausthür, und Bonnfeld rieb sich vor innerem Vergnügen die Hände, als er daran dachte, wie förmlich er diesmal die Familie überrumpelt hätte. Leise und auf den Zehen schlich er in's Haus und winkte seinen beiden Begleitern, nur ja recht vorsichtig und geräuschlos zu folgen. Der Rittmeister wollte allerdings dagegen protestiren, er meinte, er sei kein Freund von solchen Ueberraschungen; sein Bruder Franz winkte ihm aber mit fast ärgerlicher Miene zu, ihm den Spaß nicht zu verderben, und war eben im Begriff, die links in das Wohnzimmer führende Thürklinke zu erfassen, als sich die Thüre plötzlich öffnete und, ein brennendes Licht in der Hand, eine zarte, schlanke, von einem schneeweißen Gewand umflossene Gestalt heraustrat; es war Helene. Diese aber, die keine Ahnung davon hatte, daß sich irgend Jemand, sei es wer es sei, auf dem Vorsaal befinden könnte, schreckte zurück, erkannte die theueren, aber jetzt von dem in der Zugluft flackernden Licht entstellten Züge des Vaters, ließ den Leuchter fallen und wäre, mit einem Angstschrei auf den Lippen, zu Boden gestürzt, hätte nicht Günther sie noch, gerade zur rechten Zeit aufgefangen und vor einem, vielleicht bösen Falle bewahrt.

Der hierdurch entstandene Lärm rief aber auch mit Blitzesschnelle die Bewohner des Hauses zusammen. Aus allen Thüren stürzten Weiße und Neger, und die drei Fremden sahen sich im nächsten Augenblick von lauter drohenden Gesichtern umgeben. Der alte Bonnfeld übrigens, im Hause wohlbekannt, schien sich wenig um die bestürzt herbeieilende Menge zu bekümmern, riß nur dem Ersten Besten ein Licht aus der Hand und bog sich ängstlich damit zu dem Antlitz der Tochter nieder. Der Schreck hatte jedoch nur auf wenige Secunden die Nerven der holden Jungfrau erschüttern können; sie schlug die Augen schon wieder auf und starrte, wohl zuerst immer noch nicht recht klar, ob sie

wache oder träume, auf die sie mit ängstlichen Blicken Umstehenden. Da erkannte sie auf's Neue das besorgt zu ihr niedergebogene Antlitz des Vaters, erblickte sich selbst aber auch zu gleicher Zeit in den Armen eines ihr fremden jungen Mannes und wußte nun wirklich nicht vor Bestürzung und wieder auch Freude, was sie thun, wohin sie sich wenden solle. Der Rittmeister aber, der ihre Verlegenheit bemerkte, nahm Günther seine ihm übrigens keineswegs beschwerliche Last ab, stellte sich mit wenigen Worten als Onkel von Deutschland vor, und herzte und küßte nun die liebe, noch nie gesehene Nichte nach Herzenslust.

Helenen's Muhme erkannte jetzt ebenfalls die beiden Brüder, und eine Beschreibung der hier folgenden Scene wie ein genaues Verzeichniß der damit verbundenen Umarmungen wäre wohl gleich unnütz. Günther kam dabei am schlechtesten weg. Keiner bekümmerte sich mehr um ihn; die ganze Menschenfluth drängte sich um die lange ersehnten lieben Verwandten und der arme junge Mann war wirklich schon ganz allein auf dem Vorsaal zurückgelassen, als sich noch Helene, gerade da die Thüre wieder geschlossen werden sollte, seiner erinnerte und ihn hereinrufen ließ. Günther folgte übrigens fast willenlos der Einladung, sprach auch den ganzen Abend kein Wort, regte sich kaum und betrug sich überhaupt mehr wie ein von schwerem Traum Befangener als wie ein Wachender.

Im Hause der alten Dame ging es aber desto reger und geschäftiger her. Allerdings hatte Bonnfeld vor einiger Zeit schon geschrieben, er würde die Tochter bald abholen und sie möchte ihr Gepäck bereit halten; wie es aber mit solchen vorläufigen Ankündigungen geht, kein Mensch hatte sie beachtet und jetzt war noch Alles zu besorgen, Alles zu packen, Alles zu ordnen, so daß der Morgen heran kam, ehe man nur daran denken konnte, die einzelnen Kisten, Koffer, Schachteln und Futterale an Bord zu

transportiren, um damit doch wenigstens den Anfang zur Einschiffung zu machen.

Erst gegen Mittag am nächsten Tag konnten aber die Passagiere selbst folgen und der Capitain hatte, des guten Windes wegen, ihre Ankunft schon höchst ungeduldig erwartet. Indessen durchwanderte Günther, der bei alledem nur wenig hülfreiche Hand hätte leisten können, die Stadt ein wenig, und hier fielen ihm besonders die verschiedenen Menschenraçen auf, die die Straße auf- und abwogten. Der Rittmeister, der ihn bei einem Theil seines Spaziergangs begleitete, erklärte ihm denn auch ein wenig die Abstammung dieser Farbenmischungen.

Port Louis wird nämlich auch zum Verbannungs- und Strafort indischer Missethäter benutzt, und es befinden sich jetzt dort etwa 800 derselben, die man größtentheils zu den öffentlichen Arbeiten verwendet. Die meisten waren nun freilich gröberer Verbrechen, wie Mords und Diebstahls wegen, verbannt, viele aber auch nur deßhalb, weil sie, vielleicht durch ihre eigenen religiösen Gebräuche abgehalten, den ihnen sündhaft erscheinenden englischen Gesetzen nicht gefolgt hatten. Unter diesen befanden sich imposante Gestalten, oft mit schneeweißen ehrwürdigen Bärten, die gar wunderbar und seltsam gegen ihre dunkle Hautfarbe und die schwarzen, blitzenden Augen abstachen.

Uebrigens hatte Port Louis, obgleich unter englischer Botmäßigkeit, ein ganz französisches Aussehen; selbst Engländer sprechen mit ihren Dienstboten französisch; alle Läden gleichen denen Frankreichs und der Fremde kann sich im Anfang kaum davon überzeugen, daß er wirklich englischen Grund und Boden betreten habe. Es ist wohl leicht, die Regierung eines Landes zu ändern, die Sitten lassen sich aber doch nicht so bald unter fremde Botmäßigkeit zwingen.

Während indeß die beiden Männer den kurzen, ihnen ver-

gönnten Zeitraum benutzten, um von Port Louis so viel als möglich zu sehen, betrieb der Capitain die Einschiffung und hatte auch bald Alles was er wünschte, wie Wasser, frisches Fleisch, Brod, Früchte, Eier und Gemüse, an Bord. Helene selbst war die letzte, die mit zwei Mulattinnen, ihren Dienerinnen, und ihren Begleitern die Jolle bestieg und der Amazone zuruderte. Gleich darauf wurden die Anker gelichtet und unter dem fröhlichen „Hoy — ahoy" der Matrosen setzte die Amazone ihre Bahn auf der nur leise bewegten, tiefindigoblauen und krystallreinen Meeresfläche fort.

4.

Ceylon.

„Aber nun sagen Sie mir einmal, um Gotteswillen, Günther," frug diesen der Rittmeister, als sie nach der ersten Störung, die stets durch neue Passagiere entsteht, wieder beisammen an Deck standen, „was war Ihnen denn gestern Abend begegnet, Sie sahen ja aus, als ob Sie einen Geist gesehen hätten?"

„Ich weiß nicht," stotterte der junge Mann und wurde feuerroth, „ich glaube kaum, daß ich mich — mich anders betragen habe als gewöhnlich. Ihr Herr Bruder wollte auch etwas dem Aehnliches bemerkt haben."

„Ei, die ganze Umgebung!" lachte der Rittmeister. „Sie müssen auch irgend etwas gehabt haben, denn sonst sind Sie doch nicht so leicht gerade wie vor den Kopf gestoßen. Also heraus mit der Sprache! Das Ding, was es nun auch gewesen sein mag, scheint Sie jetzt noch zu drücken, und ich denke wir sind alte Freunde genug, um mich, der ich ein halbes Jahrhundert auf dem Rücken trage, zu Rathe zu ziehen, wenn ich überhaupt helfen kann. Haben Sie wirklich einen Geist gesehen?"

Der junge Mann sah ihn einen Augenblick erregt und forschend an, und sagte dann plötzlich mit leiser aber fester Stimme:

„Ja!"

„Was der Teufel!" rief der Rittmeister und lachte laut

auf. „Einen wirklichen, anständigen und respectirlichen Geist? Ei, ei, junger Reisegefährte, da ist es, wenn Sie eine solche angenehme Bekanntschaft gemacht haben, nicht halb recht, daß Sie mich ihm nicht auch vorgestellt; ich sähe für mein Leben gern einen Geist. Aber — was ich Sie noch fragen wollte — steckt etwa der alte Bleede dahinter, und wie kam das Gespenst auf's feste Land, denn als wir das Schiff verließen, waren Sie noch ganz munter und unbefangen."

„Bleede weiß Nichts davon," lächelte Günther. „Das Ganze ist auch vielleicht nur Spiel meiner Einbildungskraft — der Geist selbst aber ist — Ihre Fräulein Nichte."

„Helene?" rief der Rittmeister erstaunt und laut aus.

„Ja, Onkelchen!" sagte das schöne Mädchen, das in diesem Augenblick die Cajütentreppe heraufsprang und gleich darauf neben den beiden Männern stand. „Riefst Du mich? Was soll ich?"

„Hm — das wäre allenfalls so eine Art von Erscheinung gewesen!" lächelte der Rittmeister und sah den jungen Mann von der Seite an. „Sie haben am Ende doch Recht."

„Erscheinung, Onkelchen? Haben Sie von Erscheinungen gesprochen? Ach, da höre ich für mein Leben gern davon reden. Die Muhme hat mir kostbare Geschichten von solchen Erscheinungen und Ahnungen erzählt."

„Die Muhme hätte unfehlbar etwas viel Nützlicheres thun können, als Dir den kleinen Kopf mit solchem Unsinn zu füllen," erwiederte ihr der Rittmeister. „Wo ist denn aber der Vater? Ging er nicht erst hinunter?"

„Ich will ihn holen — er soll mit heraufkommen," sagte Miß Bonnfeld, „nachher hilft Dir aber kein Gott, Onkelchen, dann mußt Du mir Alles mittheilen, was Du von solchen Sa-

chen weißt; Du sollst Deine Freude haben, wie ruhig und geduldig ich zuhören werde."

Damit sprang sie, vorsichtig jedoch zugleich die starke glatte Messinglehne erfassend und festhaltend, die Treppe wieder hinab, und der Rittmeister wandte sich, mit einem gar ernst-komischen Ausdruck in den Zügen, an Günther:

„Sehen Sie, das ist hier wie eine Theaterversenkung, wo die Personen von denen man spricht, nach und nach heraufbeschworen werden. „Wer soll nun kommen?"

„Sie haben Recht, bester Rittmeister, daß Sie mich auslachen," sagte Günther beschämt; „ich bin ein Kind. „Es war aber ein Gefühl, das mich im ersten Augenblick, ich weiß selbst nicht wie, übermannte, und dem ich also auch fast willenlos erlag. Erinnern Sie sich noch an jenen Abend in Portugal, wo wir vor der Wolfsjagd im Hause des Dom Avila übernachteten?"

„Ei gewiß," erwiederte Jener, „noch recht deutlich. Dort war Ihnen ebenfalls ein Geist erschienen, den Herr Kaffalt später bannte. Sie sind auf jeden Fall ein Sonntagskind!"

„Nun gut denn," flüsterte Günther, — „jener Abend würde mich gewiß von jedem Geisterglauben geheilt haben, hätte ich nicht gestern wieder die Bestätigung meiner damaligen Erscheinung gefunden."

„Was? die Bestätigung?" rief der Rittmeister erstaunt. „Günther, Sie sprechen wahrhaftig in fünfsylbigen Charaden."

„So weit mir das selbst möglich ist," sagte der junge Mann, „will ich Ihnen gern das Räthsel lösen. Sie wissen, daß ich an jenem Abend ein junges Mädchen zu sehen glaubte, das mir Herr Kaffalt später unter dem Namen einer moira incantada wegleugnete. Ich gebe zu, daß meine Phantasie mir damals irgend ein Bild vorgespiegelt haben mag, aber Sie werden mir auch beipflichten, daß ich überrascht und erstaunt sein mußte, die Züge,

die ich in jenem portugiesischen Schlosse klar und deutlich erkannt und in meinem Gedächtniß bewahrt hatte, gestern Abend in Ihrer liebenswürdigen Nichte so treu und unverändert wieder zu finden, daß ein Schrei der Ueberraschung kaum durch die plötzliche Ohnmacht des Fräuleins, die meine augenblickliche Hülfe in Anspruch nahm, unterdrückt wurde. Ich glaubte, ich träumte fort, als ich die zarte, athmende Gestalt in meinen Armen hielt, der ich bis dahin, aber nur zu oft fast, im Reich der Phantasie begegnet war."

„Hm," sagte der Rittmeister und sah dem jungen Mann sinnend in das leuchtende Auge, „das ist ja eine äußerst romantische Geschichte. Nun fehlte weiter nichts, als daß Helene den jungen Herrn ebenfalls irgendwo im Traum gesehen haben sollte, dann hätten wir einen unumstößlichen Beweis für Geisterglauben und Ahnungsvermögen fertig und brauchten ihn nur brochiren und verschicken zu lassen. Aeußerst romantisch das! Möchte wissen, was Herr Wegmeier dazu sagte."

„Aeußerst romantisch!" sagte der, auf den sich hier so zufällig berufen war, indem er einen wohlgefälligen Blick über die See warf. „Das Wasser liegt heute so ruhig da, und die einzelnen Segel in der Ferne machen sich wirklich romantisch. Ich wollte meine Frau hielte sich mehr an Deck, sie würde dann weniger seekrank sein."

Der Rittmeister entgegnete nichts, er biß sich aber auf die Unterlippe, und als er später Günthers Arm ergriff und mit ihm die Cajütentreppe hinunterstieg, flüsterte er lächelnd:

„Es ist wahrhaftig hier nicht richtig an Bord! Man darf von keinem reden, so steht er hinter einem; wenn das so fort geht, bekenne ich mich jedenfalls mit zu Ihrem Glauben. Uebrigens thun Sie mir den Gefallen und sagen Sie weiter Niemandem etwas von dem, was Sie mir eben erzählt haben; es — es

ist doch besser, man macht Leute auf Sachen nicht vor der Zeit aufmerksam, die sie — am Ende doch noch immer zeitig genug erfahren."

Günther, obgleich er nicht recht verstand, was der Rittmeister mit den Worten meinte, befolgte den Rath, und was bei dem ersten Begegnen einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hatte, mußte sich doch auch mit der Zeit und bei längerem Beisammensein verlieren oder wenigstens abschleifen. Unsere Passagiere hatten sich denn auch schon recht traulich zusammengefunden und das herrliche Wetter, das sie begünstigte, machte ihre Fahrt zu einer der angenehmsten. Es war auch fast nichts, das die Reise bis in der Nähe von Ceylon gestört hätte, ein kleiner Unfall etwa ausgenommen, der Jonas, als sie Mauritius erst wenige Tage verlassen, traf.

Auf dem Verdeck stand nämlich, von einem Stück Segeltuch überhangen, der wohlvergitterte Käfig mit dem jungen Leoparden, den Capitain Barring von dem Capitain des verbrannten Fahrzeugs erhalten hatte, und es waren für den Tisch der kleinen Bestie eine Anzahl von Ferkeln und Ziegen unterwegs mitgenommen worden. Ein ziemlich scharfer Südwest legte dabei das Schiff auf die Starbordseite hinüber und die Wogen, durch die gleichmäßige, wenn auch nicht übermäßig starke Briese nach und nach in Bewegung gesetzt, bäumten doch dann und wann am Bug auf und sandten ihre Spritzfluth über Deck.

Jonas hatte sich nun in seinem häufigen, gedankenlosen Träumen eine Zeitlang mit dem Rücken an das Gangspill gelehnt und starrte, die Hände in den Taschen, nach zwei Matrosen hinauf, die oben in den Wanten des Hauptmastes saßen und einige der schadhaft gewordenen Wevelien ausbesserten, als ihn der Ruf: „Leesegel bei!" aus seiner Ruhe aufstörte, denn gleich darauf schleppten andere Matrosen die mächtigen, zusammen-

gewickelten Segel an ihm vorbei, dem Fockmast zu, und waren dort bald so eifrig damit beschäftigt, daß ihr lebhaftes „Hoy ahoy" und die schnell aufeinander folgenden Zurufe und Befehle die Neugierde unseres jungen Braunschweigers reizten. Er ließ seine bequeme Lage im Stich und bog — nach einem unfreiwilligen Sprung gegen die Pumpen an — in den Larbord-Gangway ein, wo er dem Treiben und Schaffen der fleißigen Seeleute aufmerksam zuschaute.

Die Leesegelspieren waren indessen durch ihre Bügel gestoßen, die gehörigen Taue in die an den Nocken befestigten Blöcke gezogen und die flatternde Leinwand schoß, unten von dem Steuermann gehalten, langsam hinauf; die Matrosen aber, die sie mit vereinter Macht und jetzt gegen den ganzen Wind anarbeitend, lüften mußten, zogen aus Leibeskräften und drängten dabei immer ein wenig mehr gegen unseren Jonas zurück, der dadurch, um seine Hühneraugen nicht ganz unnütz einer sehr bedeutenden Gefahr auszusetzen, ebenfalls auswich, auf die midships befestigten Wasserfässer trat und sich nun, sein Gleichgewicht zu bewahren, gegen die auf diesen stehenden Kasten und Hühnerbehälter andrückte.

Hier aber hatte er kaum zwei Minuten, immer noch mit dem Versuch beschäftigt einen festen Standpunkt zu erhalten, verweilt, als er plötzlich einen furchtbaren Schrei ausstieß, und einen solchen Satz nach vorn, und zwar gerade gegen die hier arbeitenden Matrosen zu machte, daß Bleede, der dicht vor ihm stand, erschreckt zurückfuhr, weil er durch das von oben herab auf ihn niederstürzende Gewicht nicht selbst gegen den Schiffsrand angeschleudert sein wollte.

Jonas führte aber, wenn er auch den besten Willen dazu gehabt haben mochte, seinen kühnen Sprung keineswegs aus, denn irgend eine unsichtbare Gewalt hielt ihn, trotz dem weit vorge-

beugten Oberkörper, den ausgestreckten Armen und den, in gräßlichster Angst verzerrten Zügen, unwiderstehlich fest auf seinem Standpunkt; sein Zetergeschrei ermangelte jedoch nicht, Passagiere wie Mannschaft schnell hier zusammenzurufen, und so ganz fesselte diese Unterbrechung die Aufmerksamkeit selbst des sonst so ernsten Steuermanns, daß das Leesegel unbeachtet in freier Luft und erst halb hinauf gehißt, flattern durfte, während ein lautes, unauslöschliches Gelächter Delphin und Haifische in Erstaunen setzte.

Das Schauspiel, was sich hier ihren Blicken bot, war aber auch wirklich äußerst komisch. Oben nämlich, gleich hinter den in langer Reihe befestigten Wasserfässern, stand, wie schon gesagt, der Käfig des jungen Leoparden, der hier, von dem starken Segeltuch verdeckt, ganz zufrieden und behaglich der Ruhe gepflegt hatte. Durch Jonas' Hin- und Herrücken aber mußte sich die Leinwand wohl verschoben haben und unser junger Braunschweigischer Freund, der sich, keine Ahnung von der ihm so nahen Bestie, fest gegen die Stäbe drückte, zeigte sich derselben jetzt in Lebensgröße und zwar dicht neben dem halb herunter gefallenen Segel, so daß er der einzige Gegenstand war, der dem aufspringenden Thiere, von dem hellen Tageslicht umgeben, in die Augen fiel.

Was aber nun dessen Beweggründe waren, Hunger, Aerger oder einzig und allein teuflische Bosheit — wer kann es ergründen? wer vermöchte in der Seele eines Leoparden zu lesen? Die Ursache blieb unbekannt, die Wirkung wurde aber desto deutlicher. Jonas, der gutmüthige, vertrauende Jonas, sah nicht die schnell in sich zusammengedrückte lauernde Gestalt des Feindes, sah nicht das wirklich hinterlistig auf sein Rücktheil geheftete Auge des Feindes — sah nicht das heftige Auf- und Niedersinken der blutlechzenden Nüstern — das gierige Lecken der Stachelzunge. Nur

erst dann, als die Bestie im wilden Sprung den starken Käfig erschütterte, durchzuckte ihn mit fast lähmender Gewalt der Gedanke an den hier gefesselten Feind, und das war der Augenblick, wo er, in Total-Nichtachtung seiner Gliedmaßen, und im kühnen Sprunge, aus so gefährlicher Nähe zu kommen suchte. — Aber zu spät — wie eiserne Klammern ergriffen die Elfenbeinfänge der wilden Bestie den Theil von Jonas' Körper, der ihr im gegenwärtigen Falle noch erreichbar war, und da, wohl zur Ehre des Schneiders, keineswegs aber zu dem besonderen Ergötzen ihres Eigenthümers, Bund und Stoff seiner Unaussprechlichen fest und unerschüttert hielten, so schwebte er bald, leibeskräftiglich gegen die fest an die Stange gezogene Physiognomie des Ungeheuers anarbeitend, fast in freier Luft, und schien nun Himmel und Meer um Hülfe anzurufen.

Wie lange er freilich noch in dieser nichts weniger als angenehmen Stellung und einem am Spieße Steckenden nicht unähnlich, geblieben sein könnte, ist unbestimmt, denn von Matrosen sowohl als Passagieren dachte im Anfang gar keiner daran, ihn daraus zu befreien; das Ganze sah auch viel zu wenig gefährlich und dabei zu komisch aus, um irgend Jemand für die wirkliche Sicherheit des also Festgehaltenen besorgt zu machen. Nichts destoweniger ließ Jonas seinen Angstruf fort ertönen und jetzt stürzte, von dem Klagelaut des Kindes schnell herbeigelockt, die gaffende, lachende Menge theilend, Madame Wegmeier schreckerfüllt herbei, erkannte den eigenen Sohn, hörte seinen Jammerschrei, warf sich in wilder Verzweiflung auf ihn und riß nun den, ängstlich die Arme nach ihr Ausstreckenden zu sich nieder auf's Verdeck; denn weder Leopardenzahn noch Beinkleid konnte dem also vermehrten Gewicht von circa hundert und einigen siebzig Pfunden länger widerstehen.

Hier aber war die Hülfe der sorgenden Mutter noch immer

nicht zu Ende, denn das Stück Zeug, was der junge Leopard jetzt in knurrendem Triumph festgeschlossen in den Zähnen trug und in seinem Käfig damit auf- und abwanderte, konnte keineswegs an der ihr entrissenen Stelle so leicht entbehrt werden; Madame wandte also den nach vorn gestürzten Sohn vor allen Dingen um, dann aber zog sie auch, umsichtig wie sie war, das heruntergefallene Segeltuch über ihn her, und übergab nun den jetzt schnell und geschäftig herbeieilenden Cajütenaufwärtern ihren mißhandelten Sprößling, während sich ihr ganzer Grimm gegen die feirenden Matrosen wandte. Diese überhäufte sie, zum ebenfalls wieder freudigen Erstaunen der überraschten Seeleute, mit allen ihr bekannten Schimpfwörtern, die vielleicht in diesem Theil des Oceans noch nicht einmal gehört worden waren, und nannte sie zum Schluß noch rohe, herzlose „Landstreicher", weil sie die Mäuler aufgerissen hatten, anstatt ihrem Jonas, wie das ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gewesen wäre, hülfreich beizuspringen.

Madame Wegmeier war im Zuge und würde vielleicht hier im indischen Ocean eine Hagenbrücker Scene herbeigeführt haben, wie sie der Stintverkauf in seinen schönsten Tagen gesehen; Florian aber, durch den Aufruhr ebenfalls herbeigelockt, hatte sich kaum durch Entfernung der Leinwand persönlich davon überzeugt daß sein, in Segeltuch eingeschlagener Sohn keineswegs körperlichen Schaden genommen habe, als er auch ohne weitere Umstände den Arm seiner theuren Ehehälfte in den seinigen zog, und die noch immer gegen die ruhig dastehenden Seeleute Antobende in die Cajüte hinabführte.

Mehre Wochen waren seit dem oben erzählten Vorfall verflossen, die Linie wurde zum zweiten Mal, aber auch wieder ohne die sonst gebräuchlichen, schon so oft beschriebenen Feierlichkeiten passirt, und die Amazone näherte sich jetzt der Südspitze der Insel

Ceylon, an der sie vorbeisegelte, um das von hier aus nördlich liegende Calcutta zu erreichen.

Die Hitze war aber fast unerträglich und die Luft unter Deck so schwül und beengend, daß sich die Passagiere gern so viel als möglich an Deck hielten; die hier frisch wehende Briese konnte ihnen allein noch Linderung gewähren, und es geschah jedesmal mit einem gewissen Gefühl von Freude, wenn sie die glühende Sonnenscheibe sich im Meere kühlen sahen, während dafür der Mond sein, wenn auch nicht so helles, doch viel freundlicheres, milderes Licht hernieder sandte. Schon im Anfang suchte aber Capitain Barring, als er sich in einer Breite mit Ceylon befand, mehr östlich hinüber zu halten, um dem Ufer nicht zu nahe zu kommen, weil er nicht landen wollte. Auch machte eine Aenderung des Windes diese Vorsicht noch viel nöthiger; dieser drehte sich nämlich auf einmal nach Nord-Osten herum und blies nun schon nach einigen Tagen so stark, daß die Steuerleute gar eifrig ihre Quadranten und Sextanten befragten und oft, von den Bramraaen aus, den westlichen Horizont mit forschendem und keineswegs ganz ruhigem Blick überflogen.

Da rief eines Morgens das Losungswort: „Land in Lee!" Günther rascher als gewöhnlich an Deck, und als er dem Beispiele Leslie's folgte und mit diesem bis in die ersten Marsen des Hauptmastes hinaufstieg, sah er deutlich an der Larbordseite der Amazone die scharfen Umrisse hochgelegenen Landes, obgleich er noch weiter Nichts unterscheiden konnte, als eben nur die Umrisse, und Leslie sagte ihm, daß das Ceylon sei.

„Sonderbar!" erwiederte der junge Mann lächelnd, als sie nach kurzem Schauen das Deck wieder erreicht hatten. „Der Begriff von Ceylon und von weißen Elephanten hat sich bei mir so eng verschwistert, daß ich wirklich kaum den wunderlichen Gedanken los werden kann, die Insel sei von lauter solchen Thieren

bevölkert, oder doch wenigstens so erfüllt davon, daß man nirgends in den Wald gehen konnte, ohne einer Parthie derselben zu begegnen."

„Nun, Elephanten giebt es da auch wohl genug," erwiederte Leslie. „Ceylon wird nicht selten das Land der Elephanten genannt; weiße sind aber doch eine Seltenheit und werden dort ungemein geschätzt und entsetzlich hoch bezahlt. Uebrigens ist Ceylon auch noch anderer Sachen, nicht allein seiner Elephanten wegen berühmt. Wären wir weiter südlich, so könnte ich Ihnen die Adamskuppe zeigen, die nicht allein für Adam's und Eva's Wohnort fest gehalten wird, sondern auch noch bis auf den heutigen Tag Adam's Fußtapfe trägt."

„Seine Fußtapfe? Wie ist das möglich?"

„Das weiß Gott! Die Möglichkeit habe ich mir selbst noch nicht überdacht, doch die Thatsache ist da und läßt sich nicht wegleugnen. Die Buddhisten sowohl wie die Mahomedaner halten übrigens Ceylon für das wirklich ächte und unverfälschte Paradies, von wo aus Adam, gleich nach dem fatalen Apfelbiß, über die Meerenge nach dem Festland von Indien gesandt wurde. Eine seichte Stelle in dem engen Canal heißt auch noch bis auf den heutigen Tag die Adamsbrücke."

„Was hat es aber mit den Fußtapfen für eine Bewandtniß?" frug Günther.

„Ei nun," sagte der Steuermann, „auf dem, 7000 Fuß über der Meeresfläche erhabenen Pic hat man, scharf und natürlich in den Stein abgedrückt, als ob das erst vor Kurzem in weicher Erde geschehen wäre, die kolossale und zwar fünf Fuß lange Fußtapfe eines Menschen entdeckt, die nun die Buddhisten natürlich als Buddha's Spur, die Mahomedaner dagegen als Adam's Fußtapfe bezeichnen und beide gleich heilig halten. Die Spur ist übrigens nicht künstlich ausgehauen, so viel läßt sich deutlich

erkennen, woher dieser Abdruck aber rühre, bleibt allerdings ein Räthsel. Hat Adam früher wirklich auf einem so großen Fuß gelebt, oder ist die Fußtapfe mit dem Gestein in die Länge und Breite gewachsen? Doch wir wollen uns darüber den Kopf nicht zerbrechen, die Spur ist da. Mahomedaner und Buddhisten befinden sich in dem Glauben wohl, und wir Anderen können also eben so zufrieden damit sein, sie möchten uns sonst auch an unserem Glauben anfangen herumzumäkeln, und der kann eine derartige natürliche Erklärung eben so wenig vertragen."

„Sie waren selbst auf Ceylon?"

„Ja, aber mehr als Jäger wie als Reisender; mehr zu meinem Vergnügen, als irgend eines anderen Zweckes wegen; ich wollte doch auch einmal unser eigentliches Erbstück, das alte Paradies, kennen lernen, das uns jetzt erst durch die Güte der Briten wieder zugänglich geworden. Der Engel mit dem feurigen Schwert hat sich nun in unserer aufgeklärten Zeit einfach in einen Engelländer verwandelt, und ein flammendes Schwert trägt er auch nicht mehr, sondern fragt uns blos nach einem Paß."

„Mancher Elephantenjagd habe ich damals in Ceylon beigewohnt, was aber Ihre weißen Elephanten betrifft, so bin ich nur ein einziges Mal, und dann in der Südostspitze der Insel einem solchen begegnet, der später auch durch ausgesandte Eingeborene wirklich gefangen wurde."

„Der asiatische Elephant ist nun zwar nicht so kolossal als der afrikanische, doch dafür auch viel gelehriger und klüger; leider aber nehmen diese Thiere, je mehr die Civilisation vorwärts schreitet, auch mehr und mehr ab, denn ihrer Nützlichkeit wegen werden sie viel gefangen und gezähmt, und vermehren sich dann keineswegs mehr so stark als in der Wildniß, — der Elephant kann keine Sklaven erzeugen. In den dichten Wäldern Ceylons kommt er aber noch in gewaltigen Heerden, oft von 60—80 Stück,

vor. In diesem Fall sind sie dann wenig gefährlich, einzelne aber, von den Heerden, wie man glaubt schlechter Aufführung wegen ausgestoßene, greifen den Menschen, der ihnen begegnet, auch dafür ohne weiteres an, und es erfordert in diesem Falle allerdings ruhiges Blut und eine sichere Kugel, sich gegen einen solchen Koloß zu schützen."

„Ein richtiger Elephantenjäger schießt nie, bis er nicht den Feind auf 12—15 Schritt und sicher auf dem Korn hat, dann wirft diesen aber auch eine gute Kugel augenblicklich zu Boden. Der einzige Theil des Kopfes, wo das Thier tödtlich verwundet werden kann, ist dabei die Höhlung in der Stirn, gerade über der Nasenwurzel und der niedere Theil des Schlafs, dicht vor dem Ohr. Der innere Theil des Kopfes ist zart wie Bienenzellen und die oben bezeichneten Stellen kaum ein sechszehntel Zoll dick. Mit Zinn versetzte Kugeln sind übrigens besser als die zu dieser Jagd fast zu weichen reinen Bleikugeln, obgleich sie allerdings den Büchsen selbst weniger zuträglich sein mögen. Entsetzlich ist die Gewalt, mit der eine Elephantenheerde, wenn aufgescheucht, durch den Wald bricht; das starke Rohr, Büsche, ja selbst junge Stämme brechen vor dem mächtigen Körper zu Boden, als ob es schwache Getreidehalme wären. Alles stürmen sie nieder, und wehe dem Menschen, der dann ihre Bahn kreuzt."

„Die für die Arbeiten der Regierung bestimmten Elephanten werden gewöhnlich südöstlich von Colombo eingefangen, und man errichtet zu diesem Zweck in irgend einem engen Thal eine starke Einzäunung. Der Raum, den dieser Kraal (nach dem Kap-Ausdruck) umschließt, ist unbestimmt, etwa 5—6 Morgen groß, und die Elephanten treibt man schon aus weiter Ferne mehr und mehr jener Gegend zu, bis sie die Nähe desselben erreicht haben, und nun beginnt die eigentliche Treibjagd mit Fackeln, Schießen und Trommeln. Die erschreckten Thiere drän-

gen sich dem für sie offen gelassenen Eingang zu, der, sobald eine hinlängliche Anzahl im inneren Raum ist, augenblicklich geschlossen wird. Dort nun müssen die Mahouts oder Elephantenführer auf zahmen Thieren sie zu fangen suchen, wozu allerdings eine nicht unbedeutende Geschicklichkeit und auch wohl Unerschrockenheit gehört, denn der so gestellte Elephant setzt sich nicht selten zur Wehr. Bezeigt sich einer aber gar zu wild und unbändig, will er sich gar nicht zu seinem Glücke zwingen lassen und keine Vernunft annehmen, ih nun, so macht man es mit ihm wie mit den widersetzlichen Eingeborenen — man schießt ihn todt."

„Die Singhalesen haben außerdem noch eine sinnreiche aber grausame Methode, ihn mit Pfeilen zu erlegen: sie schießen dem Thier, wenn es die Vorderbeine aufhebt, einen Pfeil in die Fußsohle und verfolgen nun den also Gelähmten so lange, bis er ihnen zur Beute fällt."

„Ceylon ist übrigens auch an anderem Wilde reich; der rothe Hirsch wird dort in bedeutender Anzahl gefunden, aber, besonders den Hunden verderblich ist der seltsame „Schweinehirsch", der, einem Eber gleich, ein paar mächtige Fänge führt und leicht damit im Stande ist, einen Hund aufzuschlitzen."

„Ein anderes, dem Jäger gar gefährliches Thier ist der Büffel, der sich hier ebenfalls in zahlreichen Heerden findet, denn man darf nicht einmal hoffen, wie das doch wenigstens bei dem Elephanten möglich ist, ihn, wenn er auf uns anstürmt, durch einen sicheren Schuß niederzustrecken; er hält nämlich in solchem Fall den Kopf gerade vor sich ausgestreckt, so daß die nach diesem gerichtete Kugel unfehlbar abprallen müßte, während zehn gegen eins zu wetten wäre, daß der Jäger, wenn er die schmale Brust auf's Korn nähme, einen der das Herz links und rechts begrenzenden Schulterknochen träfe. Mancher brave Mann hat

auf diese Art schon sein Leben eingebüßt und unter den kurzen, starken Hörnern des wüthenden Thieres schmählich geendet."

„Leid thut mir's, daß wir dort drüben an der Küste von Trincomalea nicht anlegen und kurze Zeit da verweilen; wir könnten in dem Fall ein paar prächtige Bärenjagden mitmachen. Die Bären von Ceylon sind übrigens gutmüthige, harmlose Geschöpfe, die man eigentlich nur der delikaten Keulen wegen schießt, von denen ich uns allerdings einige hier an Bord wünschte. Sie sind etwa von der Größe einer gewöhnlichen Bulldogge und schwarz von Farbe."

„Aber Geflügel giebt es doch auch in Ceylon?"

„Das sollt' ich meinen!" rief der Steuermann, der jetzt in seiner Erinnerung an die durchlebte Jagd schwelgte. „Der prachtvolle Pfau existirt hier in all seiner natürlichen Herrlichkeit. Diese schönen Vögel halten sich gewöhnlich in freien Ebenen auf, wo sie sich, wenn aufgescheucht, dem Jungle zuziehen und dort in den undurchdringlichen Dickichten kaum wieder zu finden sind. Am besten erreicht man sie mit einer Kugel. Das Fleisch ist übrigens zähe und wird nur im äußersten Nothfall gegessen. Herrlich schmecken aber dafür die wilden Hühner, unsere gewöhnlichen europäischen Haushühner, die dort noch im wilden Zustand und in ungeheuerer Anzahl zu finden sind. Man kann sie freilich nur schwer antreffen, und der Jäger muß oft zur List seine Zuflucht nehmen. Er führt nämlich, wenn er sich in der Nähe seiner Wohnung einen Spaß machen will, einen zahmen Hahn bei sich, den er in der Nähe des Jungles befestigt; und kaum ertönt dessen Krähen, so werden auch schon die im Dickicht versteckten und stets kampfsfertigen Hähne darauf aufmerksam, antworten erst ein paar Mal dem Ruf, und kommen dann mit geschwollenen Kämmen und ärgerlich aufgeblasenen Federn so nahe, daß sie der im Hinterhalt liegende Jäger leicht niederschießen kann."

„Auch Rebhühner giebt's in manchen Theilen, Schnepfen in den sumpfigen Stellen in Ueberfluß, und im Innern der Insel, in den Gebirgen, die herrlichen, wohlschmeckenden Ortolanen; doch finden sich die nur an solch' abgelegenen Gegenden, daß da, wo man sie trifft, eine Ladung Pulver gewöhnlich mehr werth ist, als ein ganzes Dutzend solcher Vögel."

„Wenden!" lautete hier plötzlich der Befehl des Capitains. Der Wind wurde nämlich immer heftiger und die Amazone war trotz allen Segeln der Küste, die sie vermeiden wollten, schon so nahe gerückt, daß man vom Verdeck aus nicht allein deutlich ihre Umrisse, sondern sogar die einzelnen, dem übrigen Baumwuchs entragenden Cocospalmen erkennen konnte. Da der Capitain diese Küste nicht genau kannte, so hielt er es deßhalb für gerathen, ihr so fern als möglich zu bleiben und ließ deßhalb wenden, was denn den Bug der wackeren Amazone fast derselben Richtung zudrehte, von welcher sie eben hergekommen war. Herr Bonnfeld meinte aber auch, es sei besser ein wenig zu vorsichtig als zu leichtsinnig zu Werke zu gehen, und die kurze Zeit, die sie jetzt versäumten, wäre später, und bei günstigerem Winde, leicht wieder einzubringen.

„Wie schade ist's," sagte Günther zu dem Capitain, als das Manoeuvre beendet war und die Amazone wieder, jetzt auf der Starbordseite liegend, die schäumenden Wellen durchschnitt, „daß wir mit aller nur möglichen Anstrengung diese schöne Insel zu verlassen suchen, die ich und wir Alle vielleicht so gern einmal betreten hätten."

„Ja, mein junger Freund," erwiederte ihm dieser, während er keinen Blick von den Segeln und dem, nun hinter ihnen liegenden Lande verwandte, „das möchte denn aber doch unsere Reise ein wenig zu sehr aufhalten; mir war's schon nicht recht, daß wir in Mauritius einlaufen mußten. Nun, dort haben wir

freilich auch gleich frisches Wasser mit eingenommen, dann mag's noch gehen."

„Seit wie lange ist Ceylon eigentlich unter englischer Botmäßigkeit?" frug Günther und blickte nach dem, jetzt immer mehr und mehr entschwindenden Landstreifen hinüber.

„Das kann Ihnen der Rittmeister da wohl am besten sagen," meinte der Capitain, der die Unterhaltung abzubrechen wünschte, um sich ungestörter mit seinem Schiff beschäftigen zu können. Günther wiederholte deßhalb seine Frage gegen den jetzt zu ihm Tretenden.

„Vollständig erst wohl eigentlich seit 1815," entgegnete ihm dieser, „und auch dann noch störte eine Insurrection, die von 17—19 dauerte, unseren ruhigen Besitz. Bis 1815 hatten wir aber nur den größten Theil der Küstenländer behauptet, während der König von Kandy den inneren Theil des Landes regierte; im Jahre 15 aber machten dessen Gräuelthaten und Grausamkeiten (so mußte zum Beispiel die Frau eines seiner ersten Minister ihre eigenen Kinder in einem Reismörser zerstampfen) ihn bei seinem Volke so verhaßt, daß es die Engländer zu Hülfe rief, die sich denn natürlich auch nicht lange bitten ließen, und die ganze Insel dem britischen Scepter unterwarfen."

„Ceylon, auch **Selón**, **Singhala**, **Lanka**, **Serendib** oder **Taprobane** genannt, ist übrigens unstreitig eine der herrlichsten Inseln der Welt und wird an animalischem wie vegetabilischem Reichthum wohl von keinem anderen Lande der Erde übertroffen, ja, wenige möchten ihr sogar nur gleichkommen. Die Größe der Insel mag etwa, von Nord nach Süd 270, in der Breite dagegen 100—145 Meilen haben, was ihr im Ganzen eine ungefähre Größe von 24,664 Quadrat-Meilen giebt."

„Ceylon gehört übrigens nicht zu der ostindischen Compagnie, sondern ist eine königliche Colonie. Sie hat einen gesetz=

gebenden Körper, der aus den verschiedenen Klassen von der Regierung selbst ernannt wird und zu dem auch Eingeborene Zutritt haben."

„So leicht es jedoch den Engländern geworden sein mag, ihre Gesetze hier einzuführen, so schwer scheint es den Missionairen zu werden, ein Gleiches für ihren Glauben zu erzwecken. Die Eingeborenen von Ceylon bekennen sich nämlich zum Buddhismus und sind keineswegs geneigt sich so leicht unter andere Gottheiten bringen zu lassen. Die englischen Missionaire haben denn auch nur sehr wenig unter ihnen ausrichten können, bis dann die Jesuiten eine ganz eigene Art erfanden, sie gut christlich gesinnt zu machen. Sie schmuggelten nämlich die Madonna unter dem Namen einer Buddhistischen Himmelskönigin bei ihnen ein, und benutzten zu gleicher Zeit den Bilderdienst, um dadurch gewissermaßen einen Uebergang zu ihren Glaubenssätzen zu bilden. Was sie freilich dadurch erzweckten war nur das, daß sie solche bekehrten, denen es ziemlich gleichgültig war wie das Bild aussah, dem sie Verehrung zollten, die übrigen — blieben eben beim Alten."

„Auf Ceylon, und zwar inmitten der Insel, in der früheren alten Hauptstadt Kandy befindet sich auch jener berühmte Tempel Buddhas, der einen Zahn der Gottheit in sich schließt. Diese Merkwürdigkeit, in den kostbarsten gold- und juwelengeschmückten Behältern verwahrt, wird jedoch nur höchst selten gezeigt und ist wohl, wie behauptet wird, gar kein wirklicher Zahn irgend eines Geschöpfes, sondern nur ein ähnlich verarbeitetes Stück Elfenbein."

„Was nun die Bewohner der Insel betrifft, so stammen die Singhalesen oder Ceylonesen wohl ursprünglich von einer Colonie der Singh's oder Rajpoot's ab, mit denen sie noch jetzt nicht unbedeutende Aehnlichkeit haben. Sie sind übrigens eine keines-

wegs anziehende Raçe, — denn träge, unverschämt und habgierig, stehen sie sogar noch den Hindus nach, die doch wenigstens, da sie gern Geld verdienen, auch dafür arbeiten wollen. Die Ursache dieser Trägheit liegt aber im Lande selbst. Ceylon ist nicht übervölkert und die Eingeborenen, mit Wenigem zufrieden, so sie sich nur nicht groß um das Wenige zu bemühen brauchen, hegen ein paar Cocospalmen, die ihnen eine ziemlich sorgenfreie und ihnen vollkommen genügende Existenz sichern. Sonderbar ist ihr Aussehen, denn man glaubt im Anfang wirklich lauter Frauen vor sich zu haben. Sie kleiden sich nämlich in lange, weite Gewänder von weißem Stoff und befestigen die, in einen Knäuel geschlungenen langen Haare durch einen Kamm. Alle Arbeiten in Ceylon werden denn auch fast einzig und allein durch die von der Malabarküste eingewanderten Hindus und Indier verrichtet."

„So verhältnißmäßig gering Ceylon nun gegenwärtig bevölkert sein mag, so sehr muß dies in früheren Zeiten das Gegentheil gewesen sein. Unfern Mantotte, einem kleinen Städtchen an der Nordwestküste, liegen die Ruinen einer gewaltigen Stadt, und ein ungeheueres Wasserwerk beweist, welch großartige Bauten seine früheren Besitzer unternommen haben mußten. Es ist das nämlich ein Wasser-Reservoir, dessen Bassin 16—18 englische Meilen im Umfang hat; die Einfassung, etwa 9 Meilen von dem Becken entfernt, ist aus mächtigen Steinblöcken aufgeführt, die acht Fuß lang, vier Fuß breit, drei Fuß dick und mit Cement dicht verbunden sind. Man glaubt, daß die Hindus dies gigantische Werk aufgeführt hätten, die Mantotte zur Hauptstadt des, von ihnen im Norden der Insel eroberten Königreiches machten. Auch andere, noch viel künstlichere und unstreitig ältere Bauwerke finden sich im Inneren, und eine kolossale Pagode steht vierzig Meilen von Battivaloa, deren Fuß allein eine Viertelmeile

im Umfang hat und von einer aus Backsteinen bestehenden weiten und mit Zellen versehenen Mauer umgeben ist."

„Im sechsten Jahrhundert war übrigens Ceylon schon der Hauptmarkt des östlichen Handels und 1153 sandte der Singhalesische Monarch Praakrama Bahor der Erste eine Flotte von 500 Schiffen, mit einer Armee an Bord und auf zwölf Monate verproviantirt, gegen den König von Cambodien und Arramana, der Singhalesische Gesandte und Kaufleute beleidigt hatte. Im dreizehnten Jahrhundert wurde die Insel zuerst von Marco Polo besucht; als die Portugiesen aber später (1505) dort landeten, fanden sie, durch die häufigen Einfälle feindlicher Malabaren und Araber, den Wohlstand der Insel schon so weit zerstört, daß der König der Singhalesen den portugiesischen Admiral Almeida selbst um Hülfe ansprach, die Usurpatoren seiner Rechte aus dem Land zu treiben. 1518 setzten sich aber die Portugiesen an der Seeküste fest und behaupteten auch ihre Besitzungen, bis ein Jahrhundert später die Holländer von den, zwischen den Europäern und Eingeborenen ausgebrochenen Feindseligkeiten Gebrauch machten und unter dem Vorwand, den rechtmäßigen Besitzern des Bodens gegen ihre Unterdrücker beizustehn, selbst Besitz von der ihnen so vortheilhaft gelegenen Insel nahmen."

„In den späteren Kriegen zwischen Frankreich und England, wo britische Flotten den indischen Ocean nach allen Richtungen hin durchkreuzten, hielten es dann die Engländer ebenfalls für gerathen, Ceylon — so gewissermaßen in der Hitze des Gesprächs — an sich zu nehmen, und sie sind die ersten, die nach und nach im Stande waren, sich die inneren wie meerbegrenzten Theile zu unterwerfen."

„Keine Insel der Welt ist reicher an vegetabilischen Erzeugnissen, als gerade Ceylon, und nirgends gedeihen all' und jede Gewürzarten besser als hier. Für Zimmet hat es z. B. fast ein

Monopol, wie China für Thee, und die herrlichsten Fruchtbäume wachsen, im südlichen Theil der Insel besonders, wild sowohl als cultivirt, vortrefflich."

„Wenn ich nur einmal den Zimmet könnte gewinnen sehn," sagte Günther; „es muß doch sicherlich höchst interessant sein."

„Gewiß für Jeden, der das herrliche Gewürz benutzt und dann doch kaum weiß, daß es die Rinde eines Baumes ist. Was ich übrigens selbst darüber erfahren habe, will ich Ihnen gern mittheilen."

„Der Zimmetbaum laurus cinnomonum, hat, obgleich er in vielen tropischen Ländern cultivirt wird, doch seinen Stamm- und Hauptplatz in Ceylon, das Europa allein und hinlänglich mit diesem Gewürz versehen könnte. Der Baum selbst, der in dem sandigsten und dürrsten Boden gedeiht, wird von 15 bis 20 Fuß hoch und hat einen unregelmäßigen, knorrigen Stamm, auszweigende, holzige Wurzeln und faseriges, geruchloses Holz. Die äußere Rinde ist rauh, dick und aschfarben, die innere aber röthlich und, besonders bei jungen Stämmen, oft mit zarten dunkelgrünen und orangegelben Flecken gesprenkelt. Die Zweige gehen horizontal aus und die Blätter sitzen in Paaren und sind länglich, von sechs bis neun Zoll lang, drei Zoll breit und dunkelgrün. Die Blüthen, dicht um den Stiel gedrängt, sind weiß und gleichen im Geruch einer Mischung von Rose und Hollunder. Die Frucht besteht aus einer ovalen grünen Beere und die Wurzeln haben den scharfen Camphergeruch wie den würzigen Zimmetduft, geben auch durch Destillation Campher. Die Blätter ähneln mit ihrem scharfen Geschmack den Gewürznelken, und die Beeren geben, wenn ausgesotten, ein wohlriechendes Wachs, das früher ausschließlich zu dem Gebrauch von Lichtern für den Kandyschen König bestimmt war. In Ceylon sind mehre tausend Acker Land in Zimmet-Plantagen ausgelegt, und von der

Güte des Bodens sowohl wie auch von der Behandlung der Rinde hängt die Vortrefflichkeit des gewonnenen Products ab. Das Schälen der Rinde beginnt im Mai und endet mit October. Zu der besten Art werden aber nur junge Schößlinge, gewöhnlich von drei bis fünf Fuß lang und etwa einen Zoll im Durchmesser, genommen. Die Bäume werden nämlich in gerader Linie und nur wenige Fuß von einander gepflanzt und die Schäler (Chalias, eine bestimmte Kaste in Ceylon) versuchen in der Erntezeit mit einem scharfen Instrument den Schößling, ob er sich leicht schälen läßt. Theilt sich die Rinde nicht gut, so bleibt er noch stehen, ist das aber der Fall, dann werden die jungen Stämmchen abgehauen und unter Verschläge gebracht, dort von Zweigen und Blättern gereinigt und die Rinde, vermittelst zweier, der Länge nach laufender Schnitte, leicht abgelöst, wo sie dann, sobald eine gewisse Anzahl gewonnen ist, fest ineinander gelegt und zusammengeschnürt werden, damit die hierdurch herbeigeführte Gährung das Ablösen der äußeren Rindenschaale erleichtert, da es, wenn etwas davon auf der inneren Schaale, dem wirklichen Zimmet, zurückbleiben sollte, diesem einen unangenehm bittern Beigeschmack geben würde. Der beraubte Strauch oder Baum schießt dann, unter dem Einfluß der Regenzeit, wieder neue Zweige oder Triebe, welche die Rinde für das nächste Jahr liefern."

„Ist der Zimmet nun von allen fremden Gegenständen gereinigt, so wird er in der Sonne getrocknet — wobei sich die Rinde spuhlenartig zusammenrollt — und endlich in Bündeln von circa dreißig Pfund gepackt und versandt."

„Ein anderes, fast eben so wichtiges Product Ceylon's ist die Cocospalme, die in ungeheuerer Anzahl gepflegt und cultivirt wird. Um Ihnen aber von der Nützlichkeit dieses Baums einen schwachen Begriff zu geben, so will ich Ihnen hier die verschie-

denen, aus einem einzigen Stamm zu fertigenden Artikel anführen. Sie mögen dann selbst beurtheilen, was ein solcher Baum dem Lande sein muß, wo er in der Fülle und Vollkommenheit gedeiht wie in Ceylon."

„Arrak, durch die Destillation des aus Einschnitten im Blüthenstengel träufenden Saftes gewonnen; Toddy, der Saft selbst, der ein labendes Getränk liefert, wenn man ihn genießt, ehe die Sonne im Stande war, auf ihn einzuwirken; Jaghery, ein grobkörniger, aber trefflicher, hieraus gewonnener Zucker; Essig; eingemachte junge Schößlinge und Früchte; Coir oder Taue, die sich besonders für den Gebrauch im Seewasser trefflich eignen; Bürsten und Besen verschiedener Art; ausgezeichnete Matten; Schindeln für Häuser; treffliches Oel; Alkaliasche, die aus den verbrannten Blättern gewonnen und von den Wäschern benutzt wird; Körbe; die jungen Schößlinge werden auch als Gemüse verwandt: und dann benutzt man außerdem den Stamm selbst zu Trögen und Kasten, und die faserige Rinde der äußeren Frucht zu Netzen, Hangematten, Matratzen rc., die innere Schale der Frucht zu allerlei Gefäßen, und der Kern und die Milch schmecken delicat. So scheint denn, von dem wehenden Wipfel hinab bis zur Wurzel, der ganze ungeheuere Stamm ein Segen zu sein, den die alliebende Natur dem Menschen unter diesem heißen Himmelsstrich in ihrer unendlichen Güte gegeben."

„Der Kaffeebaum, der hier ebenfalls die herrlichsten Ernten liefert, wird, dem westindischen Plane gleich, nur zu einer Höhe von etwa fünf Fuß gelassen und dann gekuppt."

Die einbrechende Nacht oder vielmehr der Ruf zur Tafel machte ihrer Unterhaltung für den Augenblick ein Ende; doch war Ceylon, obgleich es nun schon in Dunkelheit begraben hinter ..n lag, noch zu frisch im Gedächtniß, um sogleich vergessen zu

werden; das Gespräch drehte sich auch deßhalb während dem Essen fortwährend um die einzelnen Theile und Erwerbszweige der Insel. Besonders interessirte sich Madame Wegmeier für die Perlenfischerei, die der Capitain erwähnt hatte, und dieser mußte nun schon, wohl oder übel, mittheilen, was er darüber wußte.

Im Golf von Manaar, am nordwestlichen Ende der Insel, wird dieselbe am stärksten und fast einzig und allein betrieben. Die Naturgeschichte der Perlmuschel ist dabei sehr wenig bekannt; nur zu gewissen Jahreszeiten schwimmen die jungen Austern in Masse umher und die Strömung wäscht sie dann an der Küste hin, später aber setzen sie sich gewöhnlich in Bänken an Corallenfelsen oder auch auf Sandschichten fest, und lösen sich erst dann wieder ab, wenn sie vollkommen ausgewachsen sind. Sie sollen bis zum sechsten Jahre wachsen, im siebenten aber sterben. Um sie nun dem Grunde der See, wo man sie allein mit Vortheil aufsuchen kann, zu entführen, müssen Taucher oft sechs Klafter und tiefer hinabgelassen werden, und höchst interessant ist es, das Auslaufen der Perlfischer, von Aripo aus, zu beobachten.

Morgens, zu einer bestimmten Stunde und gleichzeitig, laufen sie aus, oft mehre hundert Boote, jedes von zwanzig Tonnen, und nun beginnt schon vom Ufer aus ein Wetteifer, die etwa 15 Meilen vom festen Land gelegenen Austerbänke zuerst zu erreichen, da oft durch die Wahl eines guten Platzes bedeutende Vortheile erzielt werden. Jedes Boot hat drei Lascaren oder Bootsleute, zwei Taucher, und einen Soldaten als Schildwache an Bord, und sobald sie den Ort ihrer Bestimmung erreicht haben, legen sie bei und senden nun ihre Taucher, und zwar ohne Taucherglocke und nur mit einem, am Boot befestigten Stein beschwert, in die Tiefe hinab, wo diese in aller Geschwindigkeit,

und so lange sie unter Wasser bleiben können, so viel Muscheln wie möglich in ein, zu diesem Zweck um ihren Nacken geschlungenes Netz sammeln und dann, wenn sie wieder hinauf gezogen sein wollen, auf eine gewisse Art an dem Seile ziehen, das an ihrem Gürtel befestigt ist. Länger als zwei Minuten hält es ein Taucher aber selten unter Wasser aus und überdieß bringt die Anstrengung und unnatürliche Lebensweise auch stets Krankheiten, Ausschläge und dergleichen mit, die ihn selten ein hohes Alter erreichen lassen. Sonderbarerweise werden sie, obgleich es in diesen Meeren doch sicherlich Haifische genug giebt, selten von diesen belästigt und sie schreiben diesen Schutz gegen die Ungeheuer der Tiefe gewöhnlich nur einem Amulet zu, das sie bei sich tragen und ohne das wohl kein Eingeborener, selbst nicht um den höchsten Preis, sein Leben auf solche Art in die Schanze schlagen würde. Die Ueberzeugung, sich von irgend einem höheren Wesen beschützt zu wissen, wirkt bei ihnen ordentlich Wunder, und eben diese Keckheit, mit der sie jeder Gefahr begegnen, diese trotzige Zuversicht, daß sie ihnen nicht schädlich werden könne, ist es vielleicht gerade, die sie in wirklicher Gefahr ihre Geistesgegenwart behaupten und den Tod abwenden läßt, der sie ereilen würde, wenn sie so, von jeder menschlichen Hülfe abgeschnitten, sich selbst in Angst und Schrecken verloren gäben. Es fällt sehr selten vor, daß irgend ein Taucher von einem Haifisch getödtet würde, und dann, wenn dieß ja einmal geschehen sollte, behaupten die Uebrigen gewiß, er müsse sein Amulet vorher verloren haben.

Mit Ceylon zugleich eifert der persische Golf in der Perlfischerei; in Ceylon wird diese aber, wenn auch der Golf vielleicht reichhaltiger wäre, auf jeden Fall am stärksten betrieben, da die Engländer diese Insel im Besitz haben und hier so viel erbeuten, als sie bedürfen.

„Weshalb aber bedienen sich die Taucher von Ceylon nicht der Taucherglocken?“ frug Günther. „Sie könnten doch mit denselben einen viel längeren Zeitraum unter Wasser aushalten und dadurch auch viel mehr Muscheln sammeln.“

„Allerdings!“ erwiederte der Capitain. „Die Leute sind es dort aber einmal so gewohnt, und würden auch durch die Glocken wieder viel mehr Ausgaben haben, deßhalb betreiben sie es größtentheils auf die alte Weise. Hie und da wird jedoch die Taucherglocke, und zwar mit vielem Vortheil, angewandt.“

„Damit läuten sie wohl, wenn sie wieder an die Oberfläche wollen?“ sagte Florian Wegmeier und stieß unter dem Tisch Jonas an, der eben eingenickt war und jetzt zum Ergötzen der übrigen Passagiere allerlei halsbrechende Bewegungen mit Kopf und Oberkörper machte. Jonas schlug denn auch die Augen auf, sah sich überall verwundert im Kreise um und grins'te, da er die lächelnden Gesichter der Uebrigen sämmtlich auf sich geheftet sah, freundlich zu ihnen hinüber.

„Nein,“ sagte der Capitain, „ich meine die, im siebzehnten Jahrhundert von Cornelius Drebbel erfundene Taucherglocke, vermittelst deren sich ein Mensch, wenn noch dazu die Vorrichtung getroffen wird, daß man ihm frische Luft zuführt, wohl über eine Stunde unter dem Wasser zu halten vermag. Sie ist nach dem Principe eines Glases oder irgend eines halbhohlen Gefäßes gebaut — wenn Sie das plötzlich mit der Oeffnung nach unten in das Wasser drücken, so ist dasselbe nicht im Stande, den inneren Raum gänzlich zu erfüllen, weil noch immer Luft darin bleibt, die, selbst darin eingeschlossen, dem Taucher ein ziemlich freies Athmen erlaubt. Die Größe dieser Glocken ist sehr verschieden und richtet sich nach der Zahl der Arbeiter, die man darin niederschicken will. Sie wird dann unten mit Gewichten

versehen, um schneller niederzusinken; hat in der Seite mehre Glasfenster und dabei rings umher Sitze für die Taucher."

„Wie sich übrigens Alles vervollkommnet, so ist auch, vor zwei Jahren etwa, von Capitain Guérin, der sich lange Zeit in Havre aufhielt, ein neuer und viel vollkommnerer Apparat erfunden, der ihm erlaubt drei volle Stunden ununterbrochen unter Wasser zu bleiben. Mit diesem Apparat soll man denn auch gar nicht mehr, wie das bis jetzt bei den Glocken der Fall war, beschränkt sein, auf dem Grunde zu arbeiten und Capitain Guérin hat selbst, um zu beweisen daß er sogar zur Ausbesserung von in See befindlichen Schiffen angewandt werden könne, eine Bleiplatte an einem bestimmten Orte des Kiels der Corvette La Recherche befestigt, eine Arbeit, die er in 50 Minuten verrichtete, und von deren guter Ausführung man sich, als das Schiff später in die Docks gebracht wurde, überzeugte. Ein solcher Apparat wäre ein unberechenbarer Schatz für die Schifffahrt, denn nicht allein könnte man mit Leichtigkeit jeden Theil des Fahrzeugs, ehe man in See ginge, genau untersuchen, sondern ein Leck wäre auch, was in offener See gewöhnlich unmöglich ist, fest und sicher zu verstopfen und manches Menschenleben, manche werthvolle Ladung dadurch zu erhalten."

Der Steuermann störte hier das Gespräch, indem er den Capitain, irgend einer Angelegenheit des Schiffes wegen, an Deck rief, wohin ihm denn fast sämmtliche Passagiere augenblicklich folgten, da sie, nach dem letzten Vorfall mit dem brennenden Fahrzeug alle Augenblicke glaubten, es müsse auch schon wieder etwas ganz Absonderliches und Wunderbares vorgefallen sein. Es war aber eben Nichts weiter, als ein Dampfschiff, das in ziemlich weiter Entfernung an ihnen vorbeibrauste.

5.

Ostindien.

Von Ceylon bis Calcutta mag die Entfernung etwa 800 englische Meilen betragen, und die Amazone traf hier, den noch immer nicht recht günstigen Wind abgerechnet, auf weiter keine Schwierigkeiten; nur als sie in der Höhe von Ghoa waren, zeigten sich einzelne allerdings verdächtige Fahrzeuge, von denen auch eines Abends zwei nicht übel Lust zu haben schienen, einen Versuch zu machen an Bord der Amazone zu kommen. Ein britisches Kriegsschiff aber, das hier kreuzte oder auch vielleicht nach dem Kap bestimmt war, und sehr zur rechten Zeit erschien, erlöste sie von ihrer nichts weniger als angenehmen Nachbarschaft, denn die scharfgebauten Fahrzeuge ergriffen augenblicklich die Flucht, als sie das ihnen feindliche und vielleicht nur zu gut gekannte Fahrzeug entdeckten.

So sahen sie sich denn nahe dem Ziel einer großen Reise, die sie nun fast glücklich überstanden hatten. Zahlreiche, immer häufiger auftauchende Segel in Nord, Ost und West, sogar einzelne kleine Küstenfahrzeuge, die der indischen Küste und dem Archipel zusteuerten, bunte Vögel, die sich nicht selten todesmatt auf den Raaen niederließen, Stücken aufgeweichten Holzes, die sie aus dem Wasser fischten, und manch' andere Sachen verriethen, daß sie sich dem Festlande näherten und nun bald, bald

wieder festen Grund und Boden betreten sollten. Der Wind hatte sich übrigens jetzt ziemlich regelmäßig nach Osten umgesetzt und ließ sie wenigstens eine gerade Richtung beibehalten, während die Amazone auf den keineswegs unbedeutenden Wellen stieg und sank.

Da, als plötzlich die niedere Küste vor ihren Augen aufstieg, als ein Pilot an Bord kam, und das ganze rege Schaffen der Matrosen, das Klirren und Rasseln der klar gemachten Ankerketten, das Belegen einzelner, nicht mehr nöthiger Segel und viele andere Arbeiten, die sämmtlich mit dem willigsten Eifer ausgeführt wurden, verriethen, wie nahe sie dem ersehnten Hafen seien — da, als Günther eben an Bord gelehnt stand und träumend nach dem fernen Lande hinschaute, rauschte es plötzlich hinter ihm und zwar so laut und heftig, daß er sich halberschrocken über den ungewohnten Ton, rasch danach umdrehte.

Wie versteinert blieb er aber in seiner eben eingenommenen Stellung, denn vor ihm, im wunderlichsten, tollsten Putz, den fetten Hals mit Perlen und Ketten geschmückt, die breiten Glieder von schwerer, pfirsichfarbener Seide umwallt, auf dem dicken, sonnenverbrannten Gesicht einen weißen kleinen Atlashut mit wallender Straußenfeder und auf- und niederspringenden Blumenbouquets, stand Madame Wegmeier, und neben ihr, im engen, blauen, scharfausgeschnittenen und spitzen Eiselefrack, in hohen, wahnsinnig gestärkten Vatermördern, die ihnen, wenn sie einmal plötzlich zusammengezuckt wären, die Ohren mit einem Ruck abzuschneiden drohten, mit ungewöhnlich engen Nankingbeinkleidern und breitgefaltetem Busenstreif, einen mächtigen Strohhut aber über das Ganze hinübergedeckt, der ihnen das Ansehen einer Pfeffer- und Salzbüchse mit falschen Stöpseln gab, standen im Doppelexemplar, Einer wie der Andere, das alte und junge Braunschweig, die Firma Wegmeier und Sohn in

personificirter Gegenwart und Zukunft, und Jonas zog den freundlichen Mund von einem Ohr zum andern, als er einmal den Kopf wandte und hinter sich eine Reihe grinsender Matrosengesichter erblickte, die sich Alle unmenschlich zu freuen schienen, die Familie Wegmeier so wohl und stattlich angezogen zu sehen.

Edelgunde nahm aber keine Notiz von diesen; ihr ganzes Trachten hing jetzt an dem festen Land, das sie sobald als möglich zu betreten wünschte, und all' der Stolz und Hochmuth, der, nur bis dahin durch die Umgebung niedergehalten, in ihrer Brust geschlummert hatte, erwachte auf einmal wieder mit erneuerter Kraft und Stärke. Dort lag das Land ihrer Träume, dort lag die Pflanzung, auf der sie, ihrer Meinung nach, zahllose Sklaven und Sklavinnen finden mußte, und reizende Bilder tauchten vor ihrer Seele auf — Bilder von keuchenden Negern, die einen Palankin schleppten, in dem sie selbst, von weiten weißen Gewändern umwallt, von Perlen und Juwelen geschmückt, ruhte; von jungen, zarten Negerknaben, die daneben hergingen und die langstieligen Sonnenschirme über sie ausgebreitet hielten; von Elephanten, Kameelen, prächtigen, purpurbehangenen Rossen, und Gott weiß was sonst für Zierrath, wie sie es erst kurz vor ihrer Abfahrt in der Illustrirten Zeitung gelesen. Einem Truthahn gleich, der mit aufgeblasenem Kamm die Flügel neben sich auf der Erde schleift, stolzirte sie auch jetzt, ohne die Seeleute weiter eines Blickes zu würdigen, dem Vorderkastell des Schiffes zu, von dem sie einen besseren Ueberblick über das immer deutlicher erkennbare Land zu erhalten hoffte. Die Wellen kamen übrigens so stark von der Seite, daß das Gehen auf dem Verdeck, ohne sich anzuhalten, keineswegs leicht war, und da Edelgunde ihre weißen Glacéhandschuhe nicht der Gefahr aussetzen wollte, von Theer beschmuzt zu werden, so winkte sie Jonas, stützte sich, in der Linken das wohlgeruchduftende Battisttuch, mit der Rechten

auf seine Schulter und schritt langsam luvwärts an der Kambüse vorbei und gegen das Bugspriet hin, wo sie dicht vor dem Fockmast stehen blieb, die Umrisse der noch fernen Küste zu betrachten.

„Steuermann!“ sagte da der Matrose, der gerade jetzt am Steuerrad stand, indem er sich zu dem, ihm gegenüber am Starbord lehnenden jungen Mann hinüberbog und dabei so leise sprach, daß ihn dieser kaum verstehen konnte, — „Steuermann! Wie wär's denn, wenn ich den Bug ein Bischen abfallen ließe und dem alten, frisch aufgetakelten Dreidecker, der heute alle Wimpel wehen läßt, eins über's Verdeck jagte, daß es ihm die Luken rein spülte? — eh? Dem breitgespreizten Bugsirboot, das sie im Schlepptau hat, könnte es auch Nichts schaden, wenn ihm die Leinwand ein Bischen angefeuchtet würde — sie hält nachher besser Wind.“

Leslie lächelte. Er warf einen Blick nach vorn, und sah, wie sich Madame in ihrer Unschuld gerade an einer Stelle befand, über die der Steuernde mit aller Leichtigkeit eine volle Welle hinwegsenden konnte. Der Frau war überdieß keiner auf dem ganzen Schiffe grün, und er selbst hätte ihr eine solche kleine Strafe wohl für die Verachtung gegönnt, die sie, besonders in letzter Zeit, den Matrosen bewiesen. Als Offizier an Bord, durfte er aber zu so etwas nicht gut die Hand bieten, überflog jedoch mit schnellem Blick den übrigen Theil des Verdecks, ob Niemand weiter in der Nähe sei und sagte dann, während er die Hände in die Taschen schob und nach vorn zuging:

„Hab' Acht, Tom! Es ist eine Dame und — der Capitain möcht's auch nicht gern sehen, wenn Du plötzlich aus dem Cours hieltest.“

„Aha!“ sagte der Matrose und nickte freundlich grinsend hinter ihm drein. „Verstehe schon, heißt so viel als laß es

nur Niemand merken, Tom! Na warte Du altes leckes Kauffartheischiff — ehe Du Land bekommst, sollst Du doch auch noch vorher eine Probe vom Wasser haben; — vielleicht kann Dir auch Tom zu einer neuen Toilette behülflich sein; wollen einmal sehen, wie Du nachher dreinschaust, wenn Dir die Luken erst gehörig mit Seewasser ausgewaschen sind.“ Und ohne weiter Wind oder Compaß zu beobachten, ließ er die Speichen des Rades einen Augenblick schießen, daß der Bug des schnell gehorchenden Schiffes schon in der nächsten Secunde fast zwei Striche abfiel; dann aber, mit aller Kraft das verlorene wieder einbringend, arbeitete er so schnell als möglich gegen die eben hervorgebrachte Wirkung wieder an, was den Bug des rasch die Fluth durchschneidenden Fahrzeugs scharf gegen die, gerade gegen Starbord bäumenden Wellen trieb, so daß diese, in der schnellen Bewegung des Schiffes so unerwarteten Widerstand findend, gegen die hohe Seitenwand desselben anprallten und dann im wilden Sturze, ganz wie es der Seemann vorhergesehen und wie es geschehen mußte, über Deck schlugen.

Die Wirkung war zauberhaft schnell. Madame, keineswegs in so fester Stellung, einer so unerwarteten und gewichtigen Wassermasse zu widerstehen, hatte, als sie die drohende Woge über sich sah, kaum Zeit, ihre Finger in den Frackkragen des unglücklichen Sohnes Jonas einzuklammern, als sie auch schon der so tückisch über sie ausgesandte Wogenguß erreichte. Im Nu lag sie, von dem schäumenden Naß überfluthet, am Boden, wurde leewärts gespült und verwehrte nun hier, den armen Sohn dabei mit in's Verderben reißend, dem Wasser selbst den Ausweg wieder, indem sie durch den eigenen Körper das kleine Loch verstopfte, das bestimmt war, den an Deck geschleuderten Wellen raschen Abfluß zu gewähren. Ueber sie hingebeugt aber, und emsig, wenn gleich vergeblich bemüht, die schwere Gestalt

auf dem schlüpfrigen Deck wieder emporzurichten, stand der Steuermann Leslie. Mit Hülfe einiger dienstfertig herbeieilenden Matrosen gelang ihm jedoch erst sein Liebesdienst und Mutter und Sohn zog nun, ein paar nassen Hühnern nicht unähnlich, mit gänzlich zerstörter Toilette, aber todesfinsterem Schweigen in die Cajüte nieder, in die sie, zum Entsetzen des Stewarts, einige Eimer Seewasser mit hinabschleppten, wie denn auch eine völlige Fluth ihrer Spur auf der Treppe folgte.

Der Pilot, der vor der Mündung des Hooghly durch das Aufhissen der Flagge und einen Kanonenschuß an Bord gerufen worden, wurde übrigens unnütz, da Capitain Barring, als sie erst einmal in den Fluß eingelaufen waren und nun gegen die starke Strömung ankämpfen mußten, eines der in neuerer Zeit errichteten Bugsir- oder Schlepp-Dampfboote signalisirte und sie nun, fest an dieses angeschlossen, verhältnißmäßig rasch gegen die starke Fluth anarbeiteten.

Der erste Anblick des Landes war freilich keineswegs geeignet, einen angenehmen Eindruck auf sie zu machen. Das niedere, sumpfige Land lag, von einem dünnen Nebelduft überhangen, vor ihnen und schien allein schon Bürge des tödtlichen Klimas, das diesen Landstrich nicht allein dem Europäer, sondern selbst dem Eingeborenen verderblich macht. Die Inseln und überhaupt der untere Theil des Sunderbunds, wie dieser, von unzähligen Flüssen und Stromarmen durchschnittene Landstrich heißt, bleibt deßhalb auch größtentheils den wilden Bestien überlassen, die ihn nun einmal mit Krokodilen und Mosquitos vom lieben Gott angewiesen bekommen haben.

Die einbrechende Dunkelheit entzog endlich ihren Augen die öde, trostlose Umgebung. Das Dampfschiff legte aber nur einen kleinen Theil der Nacht bei und setzte, als der Mond aufging und den breiten, dunklen Strom erhellte, seine Fahrt fort. Am

nächsten Morgen hatte sich dann die Scene auch bedeutend verändert; die Jungledickichte wichen vom Ufer zurück, Cocospalmen mit ihrem düsteren Fächerlaub wurden sichtbar, weite, für den Reisbau cultivirte Strecken dehnten sich rechts und links von ihnen aus, die verschiedenartigsten Boote und Fahrzeuge belebten die ruhige Stromfläche und das ganze Treiben und Wesen verrieth, daß sie sich einer bedeutenden Stadt, dem Centralpunkt des nördlichen Indiens näherten.

Besonders auffallend war ihnen eine arabische Brig, die stromab kam und, ziemlich nach europäischer Art aufgetakelt, das bunteste Bild heiteren Seelebens bot, was sich nur denken ließ. Die in ihre phantastische Tracht gekleideten Matrosen hingen, als das europäische Schiff mit dem daran geketteten Dampfer an ihnen vorbeibrauste, in dem Tauwerk der Masten; auf dem Hinterdeck waren Hangematten und Sonnensegel aufgespannt, und die dunklen Gesichter unter den weißen flachen Turbanen, die blitzenden Augen und das fröhliche Lachen und Schwatzen der Schaar, hielt die Augen der Deutschen auf sie geheftet, bis sie eine Biegung des Stroms ihren Blicken entzog.

Gleich darauf trafen sie freilich etwas, das die ganze Scene auf eine unheimlich ernste Art entstellte: es waren zwei, sich dicht einander folgende Leichen, auf denen schon die Aasgeier ihren Sitz genommen hatten und nun, ohne sich um die vorbeibrausenden Fahrzeuge zu kümmern, an ihnen ihre entsetzliche Mahlzeit hielten. Kaum eine Meile weiter fanden sie wiederum eine solche Leiche und der Capitain erklärte dieß durch die Begräbnißart der Hindu's, die ihre Todten meistens dem heiligen Strom übergeben. Allerdings hat die englische Regierung oberhalb Calcutta besondere Leute angestellt, die beauftragt sind, solche Leichen, ehe sie die Stadt erreichen können, zu versenken; der Strom ist aber entweder zu breit und sie können seine Fläche nicht so

vollkommen übersehen, um diesem Befehl zu genügen, oder sie erfüllen das ihnen übergebene Amt nur schlecht; so vergeht denn selten ein Tag, daß nicht doch der dunkle Körper eines Todten langsam vorbeitriebe, ohne daß dann irgend Jemand weitere Notiz von ihm nähme.

An Gardenreach vorbei führte sie jetzt ihre Bahn, und mehr und mehr fingen sie nun an zu fühlen, daß sie sich der „Stadt der Paläste" näherten. Vom unteren Theil dieser „reach" an ist das rechte Ufer des Stromes in lauter Gärten ausgelegt, die jeder ein mehr oder minder prächtiges Herrenhaus mit den daranhängenden Arbeiterwohnungen umschließen. In letzterer Zeit sind aber diese Prachtwohnungen großentheils von ihren früheren Besitzern, der vornehmen Welt aus Calcutta, ihrer ungesunden Lage wegen gemieden worden. Der Fluß überschwemmt nämlich in nassen Jahreszeiten hier die Ufer, und die bösartigsten Fieber waren die Folge der darauf folgenden Ausdünstungen. Schon seit 1840 sind sie jedoch wieder, als sie kaum ein oder zwei Jahre leer gestanden, von Handelsleuten eingenommen worden, die sich hierher von dem Geschäftsleben der Stadt zurückziehen und den Krankheiten Trotz bieten.

Gleich am oberen Theil von Gardenreach tauchte jetzt am linken Ufer des Hooghly Fort William und die Stadt Calcutta vor ihren Augen auf, und wahrlich ein glänzender Anblick war es, der sich ihnen bot. In prachtvoller Reihe stand Palast an Palast, und die hohen indischen Gebäude, mit den platten Dächern und schmalen Fenstern, stachen dabei wunderlich gegen die mehr im europäischen Geschmack errichteten Bauten der Engländer ab. Je näher sie kamen, desto mehr trat die Pracht einzelner säulengeschmückter Bauten hervor, dafür aber ließen sich auch wieder eine Menge niederer, hüttenartiger Wohnungen zwischen diesen Kunstwerken der Architektur erkennen, die, allein

stehend, vielleicht weniger aufgefallen wären, hier aber, zwischen all' den Prachtgebäuden, wirklich ärmlich erscheinen mußten. Dabei flatterten in einem frischen Luftzug die bunten Flaggen von England, Frankreich, Amerika, Spanien, Portugal, Holland und Arabien und auf dem von den Engländern erbauten Kai, an welchem der größte Theil der Fahrzeuge, des unsicheren Ankergrundes wegen, angehangen lag, drängte und wogte die Menge.

Die Amazone hatte bald den, ihr durch das Dampfboot angewiesenen Platz am Werft eingenommen, und das gewöhnliche Treiben eines eben von einem fernen Welttheil landenden Schiffes, ließ jeden der Passagiere nur an sich selbst denken, da er überdieß nicht hoffen durfte, von Einem der Uebrigen beachtet zu werden. Hier stiegen auch Wegmeier's, die sich jetzt wieder von dem gehabten Unfall des einen Theils der Familie erholt hatten, an's Land, und das Letzte was Günther von ihnen sah, war Florian, der einen am Ufer stehenden Hindu mit freundlicher Stimme, aber natürlich höchst vertrauungsvoll auf Deutsch frug, ob er ihm nicht sagen könnte, wo hier früher sein erst kürzlich verstorbener Onkel gewohnt habe.

Calcutta, in dem wir jetzt, wenn auch nur für kurze Zeit verweilen müssen, liegt auf einem etwas, doch nur durch frühere Ueberschwemmungen erhöhten Boden, und ist eigentlich erst durch die ostindische Compagnie, die hier ihre commercielle Verwaltung centralisirte, das geworden, was es jetzt ist. Vor noch gar nicht so langer Zeit stand hier, wo sich jetzt Paläste erheben, ein von Binsen und Bambus errichtetes unbedeutendes Dorf der Hindu's, und christliche Kirchen sind neben Pagoden und Moscheen dem Boden entstiegen.

Ueberhaupt giebt es wohl kein Land der Welt, das mehr Religionen, und zwar in so friedlicher Art mit einander vereinigte, wie gerade Hindostan oder überhaupt die britischen Besitzungen.

Neben den beiden indischen Culten, dem Bramanismus und dem auch auf Ceylon bestehenden Buddhismus, gedeihen kräftig alle jene verschiedenen mahomedanischen Secten, wie der Judaismus und Katholicismus, und die griechische, lutherische, presbyterianische, anglikanische Kirche, die Religion des Confucius, Sinto und die der Magier — alle, alle haben ihre Vertreter.

Der Bramanismus verdient jedoch hier, als die Landesreligion, eine nähere Erwähnung.

Brama, der Gott der Christen, der Allah der Türken, der Jehova der Israeliten und der große Geist der Indianer, wird von ihnen als ein höchstes, ewiges, unendliches und allmächtiges Wesen erkannt, das Alles was da ist und besteht, erschaffen hat. Sonderbarerweise verbindet er aber auch wieder in sich, ähnlich dem Christenthum, seine Dreieinigkeit, denn er selbst, Para Brama, besteht aus den weniger vollkommenen Wesen Brama, Wischnu und Siwa, und zwar mit dem dreifachen Attribute des Schöpfers, Erhalters und Zerstörers.

Diese Heiden erkennen übrigens keine Hölle an; sie behaupten, das vertrage sich nicht mit der Barmherzigkeit Gottes, einen Sünder, und wenn er noch so sehr gefehlt habe, auf ewige Zeiten zu verdammen; ihren Lohn und ihre Strafe finden sie dagegen in der Seelenwanderung, die, je nachdem der Geist gezwungen ist in geheiligte oder für unrein gehaltene Thiere zu fahren, ihnen Himmel und Hölle wird. Auch an eine Art Vorherbestimmung menschlicher Schicksale scheinen sie zu glauben; denn Brama, die erste Person indischer Dreieinigkeit, drückt dem Menschen, wenn er geboren wird, das in's Gehirn ein, was ihm während seinem Leben geschehen soll.

Brama Para nun, der oberste Gott und Herr (der Saturn der Griechen), erschuf die Welt und bildete die Göttin Bhavani (Natur), die drei Söhne hatte, Brama, Wischnu und Siwa; der

erste sollte als Erschaffung oder erweckendes Princip der Welt fortbestehen, dem zweiten wurde die Erhaltung, und dem dritten die Zerstörung derselben überwiesen, was wohl nichts Anderes sein soll, als eine Personification der drei Eigenschaften der Natur: Erschaffung, Erhaltung und Zerstörung.

Brama nun, der in seiner Begleitung, allerdings unter anderem Namen, fast sämmtliche olympische Götter mit sich führt, ist als goldfarbene Figur mit vier Köpfen und vier Armen dargestellt.

Wischnu, der Erhalter des Erdballs, wird in schwarzer und blauer Farbe repräsentirt, und trägt in seinen vier Armen eine Keule, die Schuldigen damit zu züchtigen. Sonderbar ist dabei eine Sage dieses Gottes, mit einer ähnlichen der Hebräer. Um nämlich, in seiner Eigenschaft als Erhalter, das Menschengeschlecht nicht aussterben zu lassen, erschien er vor dem frommen König Satyavrata, um ihn, seiner Frömmigkeit und Güte wegen, erst einmal auf die Probe zu stellen, da das ganze sündhafte Menschengeschlecht durch eine große Fluth von der Erde geschwemmt werden sollte. Diesem verkündete er nun, während er mehr und mehr zu einem riesengroßen Fisch anschwoll: „In sieben Tagen, von heute an, werden die drei Welten in einen Todesocean gestürzt werden, aber inmitten der verderbenbringenden Wogen will ich Dir ein großes Schiff senden, in das Du Samen von allen Pflanzen und Thiere von jeder Gattung hineinnehmen sollst, und das Fahrzeug magst Du, wenn es die Wasser heben, mit einer großen Seeschlange an eines meiner Hörner befestigen, und ich will Dich und die Deinigen durch das Wasser ziehen.“

Siwa, der Zerstörer, ist der Gefürchtetste der Drei; er hat drei Augen, um die drei Zeitabschnitte, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, damit zu bezeichnen; der Halbmond auf seiner Stirn bezieht sich auf die Zeiteintheilung durch Monde, und

das Halsband von Schädeln das er trägt, soll die nacheinander folgenden Generationen darstellen. Er trägt auch in seiner Rechten einen Dreizack und in der Linken ein Stundenglas. Er wird weiß abgebildet, seine Gattin aber ist von dunkler Farbe und, wie der Gemahl, mit einem Halsband von Schädeln und einem Schwert der Vernichtung abgebildet. Erst am Ende der Welt, in der letzten Zerstörung aller Dinge, verliert Siwa seine Zeichen der Macht und Gewalt, als Beweis, daß seine Herrschaft dann nicht länger mehr besteht. Der Bulle ist sein Lieblingsthier, und daher schreibt sich auch dessen Verehrung bei den Hindu's.

Die Anbeter Siwa's, die in Bengal jedenfalls die zahlreichsten sind, bringen ihrem Gott die fürchterlichsten, entsetzlichsten Opfer. Manche legen sich auf Bretter, durch die eiserne Nägel geschlagen sind; manche stoßen sich Messer und Widerhaken in das Fleisch, oder bleiben in einer Stellung Monate lang stehen, lassen sich die Nägel durch die Hände wachsen, hängen sich an eiserne, durch das weiche Fleisch getriebene Haken auf, und treiben jeden nur möglichen Unsinn, den fanatischer Wahnsinn nur immer im Stande war zu erfinden und ein menschlicher Körper zu ertragen. Diese Göttin ist's, die auch unter dem Namen der Bhavani, der Göttin der Natur und Fruchtbarkeit, als die mächtige weiße Parvati und als die entsetzliche gelbe, hundertarmige Durga verehrt und mit zahllosen Menschenopfern gefeiert wurde.

Der Buddhismus ist einfacher wie der Bramadienst, aber augenscheinlich aus diesem entstanden; viele Gelehrte der Hindu's glauben auch, daß Budh oder Buddha nur eine veränderte Form des Wischnu sei. Die Religionsgebräuche waren aber den Braminen, die eben aus der Complicirtheit ihrer Religion den meisten Nutzen zogen, zu einfach, und ein Krieg entstand deßhalb zwischen der alten und neuen Secte, der damit endete, daß die

Buddhisten aus Indien vertrieben wurden und nach Ceylon flohen. Dasselbe war ja auch die Ursache, weßhalb die christliche Religion bei ihrem ersten Auftreten besonders von den Hohenpriestern verdammt wurde — die Vereinfachung der zahllosen Gebräuche — und wie die Natur ein ewiges Entstehen und Vernichten ist, so sehen wir, bis in das graueste Zeitalter zurück, wie alles das schon damals, wenn auch unter etwas veränderter Form, entstanden und geschehen ist, was wir, wenn wir uns nur die Mühe geben wollen, es mit dem älteren zu vergleichen, noch heute, noch in dieser Stunde sehen und erleben können. Den Unsinn der Brama- und Buddha-Verehrer zu beleuchten, ist uns dabei zwar erlaubt; nur wenn wir weiter wollen, könnte es uns wie jenem Bauer gehen, der Kuh und Hund verwechselt hatte.

„Und wie war nun das Urtheil Alexander's?
Ja, Bauer — das ist ganz 'was anders."

Die Gebote der Buddha's bestanden eigentlich aus fünfen, später wurden aber noch fünf hinzugefügt und die ersten lauteten: Du sollst kein lebendes Wesen, welcher Art es auch sei, tödten; Du sollst nicht stehlen; Du sollst nicht ehebrechen; Du sollst bei keiner Gelegenheit lügen; Du sollst keine berauschenden Getränke oder Gewürze genießen. Die später hinzugefügten sind: Nicht in der zweiten Hälfte des Tages zu essen und auf keinen kostbaren und weichen Polstern, sondern auf reinlichen Matten zu schlafen. Die übrigen bezogen sich auf allgemeine Mäßigkeit, Tugend und Wohlthätigkeit.

Himmel haben die Buddhisten sechsundzwanzig, die einer über dem anderen liegen und von denen, am Ende der Welt, zuerst die sechs untersten bei Feuer, dann die vier darüber liegenden bei Sturm und noch später die sechs folgenden durch Wasser zerstört werden. Die vier obersten bleiben dabei unversehrt; was aber zu gleicher Zeit mit den noch nicht erwähnten sechs

geschieht, darüber sind die Gelehrten, wie es scheint, noch nicht einig.

An Höllen sind sie übrigens noch reicher als an Himmeln; es giebt ihrer Meinung nach 34 große und 120 kleinere Höllen und die Zerstörung der Welt denken sie sich zuerst durch einen entsetzlichen Regenguß, dem aber eine solche Trockenheit und Hitze folgt, daß nach und nach Alles verdorrt und hinstirbt, und das ewige Feuer, aus Mangel an weiterer Nahrung, endlich sich selbst verzehren und auflösen muß.

So schön nun das Gesetz, kein lebendes Wesen zu tödten, an und für sich sein mag, so sehr wird es auch wieder, wie das bei so manchen anderen Culten ist, durch zu genaue Befolgung einzelner Kleinigkeiten ins Lächerliche gezogen; übrigens läßt sich in der, nun schon seit Jahrtausenden unverändert gebliebenen Religion der Indier wohl kaum eine Wurzel aller übrigen, später entstandenen Religionen erkennen, die sich dann jedes Volk nach seinem eigenen Bedürfniß oder Gefallen besserte oder wenigstens änderte.

Was nun die Kasten (Stände) der Indier anbelangt, so sind dieselben, wenn man auch ihre einzelnen Abtheilungen weiß, noch immer sehr wenig bekannt. Im Ganzen giebt es, außer den Braminen, drei oder vier Hauptkasten; wie und wie weit sich diese aber wieder in sich selbst verzweigen, darüber schwebt noch ein ziemliches Dunkel, das sich dem Europäer auch wohl so bald nicht enthüllen möchte.

Unter den Braminen oder der Priesterkaste allein kommen drei Haupt- und noch viel mehr Unterabtheilungen vor, deren Scheidelinien sämmtlich so scharf sind, daß sie jeder Art von Vereinigung — besonders der durch Heirath — widerstreben. Die Braminen und Kschatriya's oder Edelleute sind oder

halten sich für die ersten; nach ihnen folgen die Vaisiyah's oder Kaufleute, dann die Sudra's oder Landbebauer mit ihrer Unterabtheilung, den Pantschala's, Handwerkern und Handarbeitern. Die verachtetsten dieser Kasten aber sind zuerst die, die aus der verbotenen Vermischung anderer entstanden und nur unter dem Schutze einer Art gesetzlicher Amnestie leben, während noch unter ihnen und — in den Augen der Hindu's — auf der untersten Stufe menschlicher Wesen, die Pareyer's oder Paria's stehen. Man glaubt, diese seien von Verbrechern und Ausgestoßenen entsprungen, die sich, da sie nichts mehr zu fürchten noch zu hoffen hatten, rücksichtslos allen Lastern überließen. Im ganzen Indien sehen sich denn auch die Paria's von den übrigen Kasten in den Staub getreten und verachtet. Nur in wenigen Gegenden dürfen sie Land für ihre eigene Rechnung bebauen — sie scheinen bestimmt zu sein, nur für Andere, in Schweiß und Noth, zu arbeiten und Mißhandlung und Zorn ist dann noch oft ihr Loos, wo sie weiter Nichts verschuldet haben, als — zufällig als Paria geboren zu sein. Ein Paria, der sich so weit vergäße, das Haus eines Braminen zu betreten, könnte sogleich ermordet werden, und es sind sogar schon Beispiele vorgekommen, wo einzelne kleine Fürsten, ohne deßhalb weiter zur Verantwortung gezogen zu werden, solche Gerechtigkeitspflege geübt haben. Wer zufällig einen Paria berührt hat, muß sich waschen und durch allerlei Ceremonien reinigen; wer näher mit ihnen verkehrte, gar mit ihnen aus einer Schüssel äße, würde aus seiner Kaste ausgestoßen und könnte dann nur hoffen, durch die entsetzlichsten Umstände und Kosten wieder Aufnahme zu finden.

„Schändlich! lächerlich!" rufen da vielleicht Viele aus. „Doch die Ursache liegt auf der Hand. Das blinde Heidenthum! Das Alles muß anders werden, wenn erst einmal das Christenthum diesen Schlamm beleuchtet hat."

So? also wohl auf europäischen Fuß eingerichtet? Und ist es etwa anders hier in Deutschland, im Herzen der Jungfrau Europa? Haben wir hier nicht eben so gut unsere Kasten, unsere Braminen und Paria's? Würde ein „Wir“ sich mit einem einfachen „ich“ vermählen — ein Kschatriya oder Edler, mit einem Sudra oder gar Paria, mit einem verachteten Tagelöhner, aus einer Schüssel essen? Sind nicht auch bei uns die verschiedenen Kasten durch Sitte und Gewohnheit streng geschieden? Würden nicht die vornehmen Herren und Damen gar entsetzlich die Nasen rümpfen, wollte sich ein armer Handarbeiter, er möchte noch so reinlich sein, in seinem gewöhnlichen Kleid zwischen sie setzen und den Tönen eines Concerts lauschen? Muß nicht der Arme oft stundenlang vor der Thür des Reichen stehen und zuletzt noch froh sein, wenn er durch einen Flegel von Kammerdiener mit Sr. Excellenz verkehren kann? — Es ist Alles wie bei uns — die Leute dort tragen nur andere Kleider, sprechen nur eine andere Sprache, und deßhalb nennen wir sie hier nicht Braminen, Kschatriya's, Vaisiyah's, Sudra's und Paria's.

Selbst die einzelnen Kasten unter sich machen hier die, uns bei den Indiern so lächerlich erscheinenden Unterabtheilungen. Wo z. B. würde sich — wir wollen nur einmal ein ganz, ganz kleines Thier annehmen — ein königlicher oder fürstlicher ꝛc. ꝛc. Referendarius herablassen, mit einem noch drei Jahre lang ohne Gehalt knechtenden königlichen oder fürstlichen ꝛc. ꝛc. Vice-Actuarius collegialisch zu verkehren? Was würde die Frau Hauptmann Z. sagen, wenn sie mit der Frau Lieutenant — nicht wahr, das klingt freundlich? — Y. in einen Rang gebracht werden sollte? Machen denn nicht sogar die Altenburger Sudra's einen Unterschied zwischen dem Bauer, der mit sechsen und dem der mit vieren, geschweige denn dem, der gar nur mit zweien fährt? „Es ist Alles schon dagewesen“ und es giebt fast keinen

Stand, keine Einrichtung in der menschlichen Gesellschaft, die wir nicht, wenn man sie uns nur mit anderen Farben und in einem anderen Rahmen vorführt, lächerlich oder doch wenigstens sonderbar finden würden.

Noch viele andere Kasten existiren in Indien. Die Wanderkasten, z. B. die Kalla Bantoums, indische Zigeuner, die im Lande herumziehen und plündern und stehlen, sich auch, beim Ausbruch eines Krieges, stets dem Heere anschließen und als Spione und Marodeure mitziehen. Zu den gefährlichsten dieser aller aber, und eigentlich schon in das Gebiet der Secten hinübergreifend, gehören die Thugs; denn all' ihre Gebräuche, die fast eben so viele Verbrechen sind, begleiten sie mit religiösen Ceremonien. Ihr Hauptzweck ist, Reisende zu überfallen und auszuplündern; sie dürfen aber dabei, nach einem Gesetz ihrer Göttin Kali, kein Blut vergießen und bedienen sich deßhalb der Schlinge, während ein anderes Instrument, ihre Hacke, ebenfalls geheiligt ist, da es dazu dient ihre Opfer zu verbergen, und dadurch der Strafe der Gerichte zu entgehen.

Mehre Zweige dieser Thags oder Thugs sind über ganz Indien verbreitet und einige werfen die, die sie berauben wollen oder beraubt haben, in's Wasser, Andere vergiften sie und in neuerer Zeit ist selbst eine Klasse der „Kinderstehler" entdeckt worden, die besonders die Kinder ärmerer Leute an sich locken, da nach diesen keine so genaue Nachforschung zu fürchten ist, und sie dieselben dann später, in anderen Landstrichen, verkaufen. Die englische Regierung hat freilich Alles gethan was in ihren Kräften stand, diese Verbrecherkaste an's Licht zu ziehen und zu bestrafen; obgleich sie aber die Oberherrschaft in Indien hat, so fehlt ihr doch die hinlängliche Macht, auf die, großentheils von ihr fast unabhängigen Unterbeamten zu wirken, und Mahomedaner und Bramanisten sind den Christen doch nicht freundlich

genug gesinnt, so gemeinsam mit ihnen zu wirken, wie es hier nöthig wäre, und sollte es selbst zu ihrem eigenen Besten sein.

Was nun die Geschichte Indiens betrifft, so wurde das mehre Jahrhunderte von einheimischen Dynastien regierte Hindostan im Jahre 711 n. Chr. von den Arabern zum ersten Mal überfallen; von da an wechselten aber auch, theils im Inneren, theils von Außen herein, Kriege und Ueberfälle mit einander ab, von denen viele, wie z. B. der Ueberfall des berühmten persischen Nadir Schach, Thamas Kuli Khan genannt, Hunderttausende von Menschen hinrafften.

Vasco de Gama zeigte endlich den europäischen Schiffen den Weg nach Indien; er umschiffte am 20. Nov. 1497 zuerst das Vorgebirge der guten Hoffnung und gelangte im Mai des nächsten Jahres nach Calcutta. Nach den Portugiesen, die also zuerst das Mongolische Gebiet betraten und ein Bündniß mit Akbar, dem König von Delhi, schlossen, kamen die Venetianer, dann die Holländer, die dort sowohl, wie auf dem ganzen indischen Ocean beinahe ein ganzes Jahrhundert hindurch alle Macht besaßen, und hierauf die Franzosen, Dänen und Engländer.

Die Franzosen waren von all' diesen Nationen die einzigen, die sich in Hindostan noch gegen den mit jedem Jahre wachsenden Einfluß der Engländer zu behaupten wußten, denn sie haben bis auf den heutigen Tag, obgleich nach manchen Kämpfen und Verträgen, doch wenigstens einzelne Plätze in Hindostan, wie Pondichery, Carricall ꝛc., besessen. Den übrigen Theil rissen aber die Engländer an sich und im Jahre 1600, unter der Regierung der Königin Elisabeth, wurde die Englisch-ostindische Compagnie gebildet, die, obgleich nur immer auf einen gewissen Zeitraum privilegirt, doch noch bis heutigen Tages besteht und gedeiht.

Die ganze damalige Gewalt der Engländer beschränkte sich aber immer noch nur auf einzelne Handelsposten und Küsten-

striche, die sie inne hatten; es waren immer nur Niederlassungen, die sie mit Bewilligung der Landesfürsten, wie z. B. in Calcutta, gründen durften, und um die herum sie ihre Factoreien, Filiale und dergleichen anlegten; ja, die Mongolen, unter dem den Europäern günstig gesinnten Subab, Ali Werdi Chan, erlaubten ihnen sogar eine Art Fort bei Calcutta zu errichten, um sich dadurch gegen die Räubereien der benachbarten Völkerschaften zu sichern. Nach Ali Werdi Chan's Tode jedoch, als Dschiragi el Dulad an die Regierung kam, nahm diese Freundschaft ein trauriges Ende. Die Bewohner von Calcutta, die einen Verbrecher der wohlverdienten Strafe entzogen hatten, sollten zuerst den Zorn des Fürsten empfinden. Er überfiel Calcutta am 18. Juni 1756, nahm, nach feiger Flucht des Gouverneurs Drake, des Commandanten Macket und des Capitain Grant, die sich mit dem größten Theil der Besatzung in die dort liegenden Schiffe warfen und alle Uebrigen ihrem Schicksal überließen, die Stadt, und warf die 192 zurückgebliebenen Europäer in ein Gefängniß, das durch das entsetzliche Schicksal dieser Unglücklichen seinen Namen (das berühmte schwarze Loch von Calcutta) bis auf heutige Zeiten unserem Gedächtniß bewahrt hat.

Mitten im Sommer wurden die Armen in einen engen Raum gesperrt, dem nur wenige kleine Fenster nicht einmal die nothdürftigste Luft zuführten. Ihr Bitten und Flehen um Linderung dieses qualvollen Zustandes blieb fruchtlos; die Thüre zu sprengen vermochten sie auch nicht, denn sie öffnete sich nach Innen, und jede Secunde vermehrte die fürchterliche Noth der durch Hitze und Durst zur Verzweiflung Getriebenen. Endlich fühlten selbst die Wachen Mitleid mit ihnen und brachten an die kleinen vergitterten Fenster wassergefüllte Schläuche. Das aber vermehrte eher ihr Elend, als es dasselbe verminderte; mit wahrer Wuth und rücksichtslos auf alles sich ihnen Entgegenstellende

preßten nun die, am weitesten von den Fenstern Entfernten nach vorn — ein unnatürlicher Kampf entstand und das Ende dieses Jammers war der Tod eines großen Theils der Unglücklichen. Als der Soubadhar am nächsten Morgen die Thüre des Gefängnisses öffnen lassen wollte, fand sich diese von Leichen verstopft und von all' jenen Unglücklichen hatten nur 23 die gräßliche Nacht überlebt.

Diese Grausamkeit war der erste Schritt zum Siege und der Oberherrschaft der Engländer. Oberst Clive und Admiral Watson erschienen bald darauf vor Calcutta und rächten die, den Engländern angethane Schmach durch die Wegnahme dieser Stadt. Die Mongolischen Herrscher wurden denn auch von dieser Zeit an, wenn auch nicht abhängig von den Engländern, doch gezwungen ihnen den Zutritt zu ihren Ländern zu gestatten, und dadurch erreichten die Europäer noch leichter als mit Gewalt, was sie eigentlich wollten. Wohl mit freundlichen Worten, aber mit den Waffen stets in der Hand, entlockten sie ihnen Verträge und Bündnisse und versäumten indessen nicht, sich im Lager der Feinde selbst auch Freunde anzuwerben. Die Folgen blieben nicht aus. Der General und Vetter des Subabs, Jaffer Ali Chan, wurde ihr Werkzeug und fiel, in der Schlacht bei Plassy, Juni 1757, mit einem Haupttheil des Mongolischen Heeres von seinem Verwandten ab, den seine eigenen Offiziere erschlugen. Jaffer Ali wurde Oberbefehlshaber von Bengalen, und die Engländer waren von der Zeit an, einzelne Aufstände abgerechnet, Herren von Oberindien.

Ein anderer Feind stand ihnen aber noch in Mysore, der Südspitze Hindostans, in der Person des Hyder Ali, ihres grimmigsten Gegners, entgegen, dessen Kriegsführung vielleicht aus einer Anekdote am besten erkannt werden könnte.

Die Armee der ostindischen Compagnie hatte (1768) lange

vergeblich gesucht ihn zu einer Schlacht zu bringen und die Regierung von Madras, das den Franzosen nach blutigem Kampf wieder abgenommen war, stattete nun Colonel Wood mit leichter Artillerie und einer auserwählten Schaar von Sepoys aus, in der Hoffnung, den stets flüchtigen oder doch beweglichen Feind dadurch zum Kampf zu zwingen. Alles blieb aber vergeblich und Colonel Wood versuchte endlich das Ehrgefühl des heidnischen Fürsten rege zu machen. Er schrieb einen Brief an Hyder Ali, der den allerdings etwas naiven Vorschlag enthielt, sich ihm zu stellen, da es doch für einen so großen König schimpflich sei, einer so kleinen Truppenmacht stets feige auszuweichen.

Hyder Ali antwortete darauf:

„Ich habe Deinen Brief erhalten, in dem Du mich zum Kampfe mit Deinen Truppen aufforderst. Gieb mir dieselbe Art Soldaten die Du hast, und Dein Wunsch soll erfüllt werden. Nach und nach wirst Du übrigens meine Art Kriegführung verstehn. Soll ich meine Cavallerie, von der jedes Pferd tausend Rupien kostet, gegen Deine Kanonenkugeln setzen, die jede nur wenige Pice's werth sind? Nein, ich will Deine Truppen marschiren lassen, bis ihre Beine so dick sind, wie ihre Körper. Du sollst keinen Tropfen Wasser, keinen Grashalm übrig behalten. Ich werde Deinen Aufenthalt kennen, sobald Du die Trommeln rühren läßt, und Du sollst dagegen nicht einmal im Monat wissen, wo ich zu finden bin. Ich werde mit Dir kämpfen, aber erst dann, wenn ich es für zeitgemäß halte, und nicht dann, wann es Dir gefällt."

Und er hielt Wort. — Er verwüstete das Land, zerstörte, als Colonel Wood vorrückte, die Brunnen und Cisternen, und zwang diesen oftmals, nur aus Mangel an Wasser und Lebensmitteln zurückzukehren. Er wartete aber dabei so geduldig den richtigen Zeitpunkt ab, daß er endlich, als er den Angriff machte,

Colonel Wood, der durch die ewigen Märsche erschöpft war, bei Manbagul überfiel, ihm sämmtliche Artillerie wegnahm und die kleine Armee vollkommen aufgerieben haben würde, wäre nicht Colonel Smith noch sehr zur rechten, ja zur höchsten Zeit erschienen, um die Freunde wenigstens vor gänzlicher Vernichtung zu schützen.

Nach dem Tode Hyder Ali's, der einundzwanzig Jahre regiert hatte, erstand den Engländern, in seinem Sohne Tippoo Saib, ein neuer Feind; durch andere indische Stämme aber und verzweifelte Kämpfe bezwangen sie diesen endlich, indem sie Seringapatnam, die Hauptstadt des Königreichs, nachdem sie den König erst in offener Feldschlacht geschlagen, belagerten, erstürmten und den Feldherrn erschlugen. Mit diesem Sieg war auch ganz Indien in ihrer Gewalt, das jetzt nur noch im Nordwesten von einem wilden, kriegerischen und ihnen keineswegs ergebenem Volk, den Sikhs, die den Punjaub bewohnten, begrenzt wurde. Zwar hatten die Engländer schon mit Rundschid Sing (Sing bedeutet Löwe und ist der Titel ihrer Häuptlinge) einen Vertrag geschlossen, der ihre Schutzherrschaft bis zum Flusse Sutledge — eine kurze Strecke östlich von der Hauptstadt des Punjaub, Lahore, — ausdehnte, und so lange dieser Herrscher, der sich selbst von dem Uebergewicht überzeugt hatte, das die Taktik der Europäer über seine wilden Schaaren ausübte, am Leben blieb, wurde auch der, mehrmals durch freundliche Zusammenkünfte unterhaltene Frieden durch Nichts unterbrochen. Nach dem Beispiel der Europäer aber, und besonders durch französische Offiziere unterstützt, suchte er seine Truppen ebenfalls auf europäischen Kriegsfuß zu bringen; er legte mit Hülfe der Offiziere Ventura, Allard, Court und Avitabile Pulvermühlen, Kanonengießereien und Waffenfabriken an und übte von dem auf 150,000 Mann geschätzten Heer 50,000 nach europäischer Kriegsart ein.

Leidenschaft für geistige Getränke beschleunigte leider das Ende dieses wirklich großen Fürsten der Sikhs. Er starb am 28. Juni 1839 und hinterließ die Krone seinem Sohne Kurruck Sing, dem noch an seinem Sterbebette alle Häuptlinge Gehorsam schwören mußten. Die Schätze, die er während seiner thatenreichen Regierung angehäuft hatte, sollen sich, ohne seine Juwelen, Shawle, Pferde und Elephanten, auf etwa acht Millionen Pfund Sterling belaufen haben. Einen Begriff kann man sich vielleicht von dem ungeheueren Staat und Eigenthum machen, das er besaß, wenn man erfährt, daß allein dreizehnhundert verschiedene Arten von Zügeln, massiv mit Gold, Silber und oft mit Juwelen verziert, in dem königlichen Schatz gefunden wurden. Der weit berühmte Koh-i-Noor-Diamant, auf eine Million Pfd. Sterling geschätzt, war auch in seinem Besitz und er vermachte ihn dem heiligen Tempel von Juggernaut, im Süden von Bengal, wohin fanatische Schwärmer in gewissen Jahreszeiten pilgern. Dieses Geschenk muß aber doch nicht ausgeliefert sein, denn neuesten Nachrichten zufolge befindet es sich noch immer im Schatz von Lahore.

Die Begräbnißfeierlichkeiten dieses außerordentlichen Mannes sind übrigens zu merkwürdig, um sie ganz mit Stillschweigen zu übergehen; sie geben auch außerdem vielleicht dem Leser einen Begriff von den Sitten und dem ganzen Wesen jenes wilden, kriegerischen Volkes.

Als sein Tod bekannt gemacht worden, versammelten sich augenblicklich sämmtliche Sikh Sirdars in Lahore, um seinem Begräbniß beizuwohnen, und da sich vier seiner Lieblingsfrauen mit sieben Sklavinnen bereit erklärt hatten, in dem Flammenstoß, der seine Leiche verzehrte, auch ihr Leben zu enden, so wurden die dazu nöthigen Vorbereitungen ohne weiteren Zeitverlust getroffen. Nun wird zwar behauptet, daß man den unglücklichen

Opfern des Fanatismus alle nur möglichen Vorstellungen mache, sich nicht dem Gebrauch zu unterwerfen, und öffentlich mag das vielleicht, schon der Europöer wegen, wohl häufig geschehen, im Geheimen aber muß die Religion auch zu dieser Scheußlichkeit den Deckmantel liefern, und einmal zugesagt, ist kein Rücktritt mehr möglich.

Nachdem eine doppelte Linie von Infanterie formirt war, rückte die Procession langsamen Schrittes dem Ort ihrer Bestimmung zu, der sich noch inmitten der Palast-Gerechtsame und etwa eine Viertelmeile von diesem entfernt befand. Der Körper des Verstorbenen lag auf einem schiffähnlichen Gestell, dessen golddgewirkte Segel seine Seele (einem Aberglauben des Landes nach) dem Paradiese zuführen sollten, und das von Soldaten abwechselnd getragen wurde. Diesen voran aber schritt eine Bande indischer Musici, die ihre wilden, melancholischen Weisen spielten.

Der Leiche folgten, ebenfalls von ihren Untergebenen getragen, die, in ihre kostbarsten Gewänder gekleideten vier Königinnen, während die Sklavinnen zu Fuß hinterdrein gingen; den ersteren wurde dabei als Zeichen ihres Ranges ein großer Spiegel und ein vergoldeter Sonnenschirm vorausgetragen. Nach diesen kam der Thronfolger der Maharajah, Kurruck Sing, von sämmtlichen Sikh Sirdars umgeben, alle in weißen Gewändern und bloßen Füßen, von denen sich nur die Edelsten des Landes dem Zuge anschließen durften.

Bis zu dem letzten Augenblick dieses fürchterlichen Opfers bezeugten die Königinnen nicht allein gänzliche Gleichgültigkeit gegen das ihnen bevorstehende Schicksal, sondern schienen auch noch heiter und mit ihrem Schicksal zufrieden. Auch die Sklavinnen waren ruhig, aber weniger enthusiastisch.

Nachdem der Körper des Maharajah oder Fürsten nun auf

den aus höchst brennbaren Stoffen bestehenden Holzstoß gelegt war, setzten sich die vier Frauen und die Sklavinnen um ihn her und das Ganze wurde dann mit einem Baldachin der kostbarsten Kashmir-Shawle bedeckt, wonach der Maharajah Kurruck Sing eine brennende Fackel in die Hand nahm und den Stoß anzündete, der augenblicklich in Flammen aufloderte. In demselben Moment erhob das Volk ein so fürchterliches Geschrei und die Trommeln wirbelten dabei in so ohrzerschmetterndem Chor, daß jeder Schrei der armen unglücklichen Opfer unfehlbar übertäubt werden mußte. Aber auch der Minister des Verstorbenen, Rajah Dhyan Sing, machte jetzt, durch die ganze Feierlichkeit in höchste Aufregung gebracht, Miene, als ob er sich, seinem früheren Gebieter nach, in die Flammen stürzen wollte, woran er nur durch das Hinzuspringen seiner Freunde verhindert wurde. Ob diese Theilnahme echt gewesen, ist allerdings schwer zu bestimmen; übrigens war Nichts, was ihn zur Heuchelei bewegt haben könnte, und es ist also wohl wahrscheinlich, daß er, wenn nicht zurückgehalten, die Opfer dieses Fanatismus um eines vermehrt hätte.

Die Asche des Gründers der Sikh-Dynastie wurde nachher mit der der Uebrigen gesammelt und, den religiösen Gebräuchen des Landes zufolge, in den Ganges geschüttet.

Nach ihm bestieg nun sein Sohn Kurruck Sing den Thron; keineswegs aber geeignet, ein so kriegslustiges, unbändiges Volk im Zaum zu halten, als die Sikhs waren, wurde es zur Unmöglichkeit, daß er seine Stellung lange behaupten konnte. Hofintriguen und offene Meutereien wechselten nun in kurzem Zeitraum so mit einander ab, daß das Volk endlich, übermüthig durch manche Siege, und an Blut gewöhnt in den ewigen Kämpfen, endlich auch das englische Joch abzuschütteln suchte, das auf einer seiner schönsten Provinzen lag.

Die Engländer aber, denen die Aufregung und unregelmäßige Regierung des Punjaub keineswegs entgangen war, hatten auch ihrerseits alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen und starke Truppenabtheilungen der Grenze zugesandt, während sich der General-Gouverneur Sir Henry Hardinge selbst nach Umballah begab und seinen Agenten die nöthigen Instructionen ertheilte.

Die Armee der Sikhs dagegen, durch die scheinbar feindlichen Kriegsrüstungen der Engländer erzürnt, brannte jetzt vor Ungeduld, gegen die fremden Eindringlinge geführt zu werden, und Sir Hardinge erließ nun, da er die nächsten Schritte leicht übersehen konnte, eine Proclamation, in der er sich auf die vorigen Verträge berief, die Sikhs ernstlich zu Frieden ermahnte und eine förmliche Aufruhracte feststellte.

Die Sikhs ließen sich indeß, auf ihre Waffengewalt trotzend, wenig durch solche Protestationen irre machen; sie überschritten am 11. Dec. 1845 den Sutledge, die von ihnen früher anerkannte Grenze der Engländer, und griffen den 18. Abends die Truppen derselben mit wilder Tapferkeit an. Zurückgeschlagen, erneuerten sie den Kampf am 21. und feuerten die ganze Nacht vom 21. auf den 22. auf die Briten, wo ihnen das Mondenlicht nur im Mindesten deren Stellung verrieth. Am 22. sammelten sich aber die Engländer zu einem letzten Angriff und schlugen die Sikhs, trotz der verzweifelten Gegenwehr derselben*), über den Sutledge zurück.

Trotzdem gaben diese tapferen Völker den Kampf noch nicht auf; wiederum fielen sie in das nun einmal von den Briten ge-

---

*) Bei einem Angriff auf die 16. Lancers Ihrer Majestät warfen die feindlichen Reiter ihre Musketen fort und sprengten mit Schild und Schwert gegen die Lanzen an.

haltene Territorium ein und wurden nun in den beiden Schlachten von Aliwall und Sobraon, wobei die Engländer jetzt ihrerseits das feindliche Gebiet betraten, förmlich auf's Haupt geschlagen. Nun aber erließ der General-Gouverneur eine Proclamation, in der er erklärte, das Punjaub-Gebiet nicht eher wieder verlassen zu wollen, bis er für diesen unverantwortlichen Friedensbruch von Seiten der Sikhs vollkommene Entschädigung erhalten habe. Die Regierung von Lahore, die natürlich von der siegreichen Armee das Schlimmste erwarten mußte, falls diese nicht, so lange es noch möglich war, wieder beruhigt wurde, säumte denn auch nicht lange, ihre Bereitwilligkeit in alle vorgeschlagenen Bedingungen zu erkennen zu geben, und die Zusammenkunft beschloß man in Lulleana, etwa die halbe Entfernung zwischen dem Sutledge und Lahore, zu halten, wo denn die Engländer als Schadenersatz das zwischen dem Beas und Sutledge liegende Hügelland, die Provinzen Caschmere und Hagara eingeschlossen, beanspruchten, da der Maharajah die eigentlich verlangte Kleinigkeit von anderthalb Cror's Rupien (etwa 1,500,000 Pfund Sterling) nicht baar bezahlen und auch nicht Bürgschaft dafür leisten konnte. Ferner mußten die Sikhs alle die Kanonen ausliefern, die gegen die Engländer gerichtet worden und noch nicht in ihren Händen waren, und die Regulirung oder vielmehr Verminderung des Militairstandes im Sikh-Gebiet ꝛc. ꝛc. behielt sich der General-Gouverneur besonders vor. So rückten denn nun die Engländer, in Begleitung ihrer jetzigen Verbündeten, mit allem Prunk in Lahore ein und schlossen hier den letzten Vertrag, dem gemäß die Civilregierung des Punjaub, bis zur Großjährigkeit des Maharajah Dhuly Sing, die auf den 4. September 1854 festgesetzt ist, den Engländern übertragen, die Hauptstadt aber, so wie andere wichtige Punkte des Landes, von englischen Truppen besetzt bleiben soll. Das Königreich des Punjaub

hat also aufgehört zu bestehen und aus ihm ist der Staat Lahore geworden.

Obrist Lawrence hat nun den Oberbefehl in Lahore übernommen und sucht allerdings seiner so äußerst schwierigen Pflicht, die eigentlich fast einzig und allein darin besteht, die Sikhs ruhig zu halten, nach besten Kräften zu genügen. Lahore selbst ist auch ziemlich ruhig, eben so, einige Räuberbanden ausgenommen, das Land; nur eine fanatische Secte macht den Engländern noch zu schaffen, die um so gefährlicher auftritt, da sie zugleich wild und kriegerisch ist.

Es sind dies die Alkalies: fanatische Schwärmer, die keine Herren, keine Gesetze anerkennen, als die ihrigen, und nicht Raub noch Mord scheuen, wenn sie es ihrem Zweck gerade angemessen finden. Selbst Runjeet Sing ist mehre Male nur mit genauer Noth ihren Meuchelwaffen entgangen. Sie sind, ohne Ausnahme, die frechste, schändlichste Menschenklasse und gehen stets bis an die Zähne bewaffnet, wo dann besonders Europäer, sonst aber auch die eigenen Landsleute, ihren Beleidigungen ausgesetzt sind. Eine ihnen eigenthümliche Waffe ist der Quoit, ein Stahlring von etwa sechs bis neun Zoll im Durchmesser und ungefähr einem Zoll Breite, sehr dünn und die Ränder scharf geschliffen. Diesen werfen sie mit mehr Kraft als Geschicklichkeit, bringen aber doch dem, den sie treffen, oft gar gefährliche Wunden bei. Sie bilden, wie die Kosaken bei der russischen Armee, ein leichtes, ungeordnetes Reitercorps und haben den Sikhs, besonders in einem Kampfe gegen die Afghanen, schon bedeutende Dienste geleistet.

Diese Schaar oder Secte hegt einen unversöhnlichen Haß gegen die Briten, daß sie ihnen wohl noch manch' schwere Sorge machen werden; für jetzt vermögen sie freilich mit Gewalt Nichts auszurichten, und müssen sich der Uebermacht fügen.

Ueberhaupt herrscht bei dem größten Theil der Indier ein Gefühl bitteren Grimmes gegen ihre siegreichen Unterdrücker und gar sehr enttäuscht wurden Hindus wie Mahomedaner, als die Engländer den Punjaub eroberten, der ihnen, wie sie sicher gehofft hatten, widerstehen sollte. Das Land selbst aber — das alte Leiden in allen wilden und leider auch civilisirten Staaten — ist nicht einig mit einander; Hindus und Mahomedaner bewachen einander selbst. Wäre es nicht dieser Eifersucht wegen, nie hätten die verhältnißmäßig in geringer Anzahl verwendeten Truppen solche Strecken Landes erobern und behaupten können.

Anders trat den Europäern der jetzt kürzlich von seinem eigenen Vater Dost Mohamed vergiftete Akbar Chan, der Herrscher von Afghanistan, entgegen. Die Engländer hatten allerdings schon Kabul, die Hauptstadt des Landes, besetzt, Akbar wußte aber den keineswegs charakterfesten Sir W. Macnaghtens, den Führer der britischen Truppen, zur Räumung Kabuls zu bewegen. Als er ihn jedoch, unter dem Vorwande sicheren Geleites, bis an die Grenze seines Gebietes gebracht hatte, zog er ein Pistol und schoß ihn meuchlings nieder. Auch die versprochene Sicherheit der Truppen gewährte er nicht; meineidig am Feind, leitete er sogar noch den Ueberfall, und Alle, Alle starben einen schmählichen Tod unter den rachedürstenden Händen dieser Barbaren. Am 6. Januar 1842 rückten 17,000 Mann von ihren Cantonnirungen aus und am 23. kehrte ein Einziger, halb wahnsinnig vor Furcht und Anstrengung, nach Dschellalabad zurück, die Vernichtung der ganzen Armee zu verkünden.

Recht gelegen ist dieser kühne Häuptling den britischen Besitzungen übrigens gestorben, denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß er über kurz oder lang einmal wieder den Krieg in Feindesgebiet getragen und den Engländern, die in diesen ungeheueren Flächen doch unmöglich starke Truppenabtheilungen

stationirt halten können, bedeutenden Schaden zugefügt haben würde.

Das stärkste Hügelfort, was während des indischen Krieges (am 28. Mai 1846) von den Engländern genommen wurde, war das von Kote Kangra, von Soondur Singh befehligt. Mit der Erstürmung desselben hatten sie übrigens weiter keine Schwierigkeiten, als das Hinaufschaffen der schweren Geschützstücke in die ihm gegenüberliegende, ebenfalls auf steiler Bergkuppe ruhende Stadt. Die Transportation der Kanonen war in den engen Bergpässen mit entsetzlichen Gefahren und Arbeiten verknüpft, von den Indiern auch für total unmöglich gehalten; durch Elephanten und Ochsen aber, wie durch die rastlose Ausdauer der Soldaten wurde Alles das besiegt, was sich ihnen in den Weg stellte, und kaum erfuhren die Belagerten, daß es den Feinden wirklich gelungen sei, ihre Geschützstücke auf sie zu richten, wobei sie auch zugleich von der höchsten, ihnen gegenüberliegenden Kuppe die britische Flagge wehen sahen, als sie auch dem Commandanten der Engländer einen Boten schickten und sich zur Uebergabe erboten, wenn ihnen ihr Leben gesichert wäre. Dieser aber verlangte unbedingte Ergebung — auf Gnade und Ungnade, und die entsetzten Bergbewohner räumten in der That noch an demselben Abend die Veste.

Doch genug von diesen indischen Kämpfen und Intriguen, wir dürfen in dem fremden Land unsere neuen Einwanderer nicht so lange allein lassen, Calcutta ist ein zu gefährlicher Ort für unerfahrene Ausländer; das Beste ist also, wir suchen sie in dem englischen Hotel, in dessen Verenda sie es sich bei einem kühlen Glas Scherbet sehr behaglich sein lassen, wieder auf, und hören indessen, welchen Eindruck das ganze neue Leben, wie die, für sie Anfangs gewiß abenterliche Umgebung auf sie gemacht habe.

---

gez. v. H. Georgi

Geschütz Transport gegen Kote Kangra.

gez. v. H. Georgi

lith. u. d. Hauger

An[illegible] von Calcutta,

gez. v. H. Georgi

lithr. A. Hunger

Geschütz Transport gegen Kote Kangra.

gez. v. H. Georgi — lith. v. d. Hanger

Ansicht von Calcutta,

6.

Calcutta.

Calcutta, von wo aus unsere Reisegefährten nun ihre verschiedenen Bahnen betreten sollten, liegt, wie schon gesagt, am Ufer des Hooghly, eines der unzähligen, den Sunderbund durchströmenden Arme des Ganges. So schwierig übrigens auch die Schifffahrt stromab ist, so genau sie wenigstens gekannt sein muß, so günstig gestaltet sie sich für den inneren Verkehr, und gestattet und fördert den Gütertransport in den nordwestlichen Theil Hindostans über 1000 engl. Meilen weit.

Besonders wichtig für Calcutta ist aber das ungeheuere Fort Williams, das nach der Schlacht von Plessy von Lord Clive begonnen wurde und der ostindischen Compagnie allein 2 Millionen Pfund Sterling gekostet hat. Etwa einen Büchsenschuß von Calcutta entfernt, und am Ufer des Hooghly selbst errichtet, macht es allerdings in dem niederen Land, auf dem es steht, keinen besonders imposanten Eindruck; nichts destoweniger ist es nicht allein sehr stark und umfangreich an sich selbst, sondern auch das bedeutendste in ganz Indien. Zehn bis funfzehntausend Mann sind nöthig, es vollkommen zu vertheidigen. Was ihm übrigens ein etwas ödes und finsteres Ansehen giebt, ist, daß kein Baum noch Haus etwa vierhundert Schritt im Umkreis gelitten werden darf. Die Mündungen der Kanonen starren über eine,

besonders in den heißen Sonnenstrahlen trostlos daliegende Ebene hinaus.

Obgleich nun die Reisenden allerdings noch nicht in der schlimmsten Jahreszeit eingetroffen waren, so wurde es doch schon entsetzlich heiß, und nach wenigen Tagen Aufenthalt in Calcutta bereiteten sie sich auch vor, ihre verschiedenen Bahnen, die sich hier wahrscheinlich trennen sollten, einzuschlagen.

Herr Wegmeier hatte indessen den Advocaten aufgesucht, dessen Brief ihn hierher citirt, und nun mit diesem mehre äußerst lange und wahrscheinlich auch langweilige Conferenzen gehabt, während sich Madame in dem seligsten Zustand befand, der sich für sie auf dieser weiten Welt nur denken ließ. Eine Unmasse von Dienern und Dienerinnen umgab sie nämlich und schien ihr jeden Wunsch an den kleinen, vergnügt blinzenden Augen abzulesen. Die enorme Hitze minderte freilich diesen Hochgenuß sehr bedeutend, denn Madame's Fett gehörte nicht zu den Kleinigkeiten und schien ihr in diesem Klima besonders lästig werden zu wollen. Dazu kam noch, daß sie eine entsetzliche Angst vor Insecten, besonders vor Spinnen und Eidechsen hatte und mehre Male das ganze Haus, in dem sie sich befand, in Schreck und Bestürzung durch ihren gellenden Hülferuf versetzte, den ihr weiter Nichts als vielleicht eine kleine, total unschuldige Eidechse entlockt hatte, die, plötzlich, dicht neben ihr, sie mit den niedlich schwarzen blitzenden Augen gar klug und freundlich angeschaut hatte.

Was Bonnfeld's betrifft, so hatte der Aeltere von den Brüdern sich schon mit dem Rittmeister über ihren künftigen Lebensplan vereinigt, und der bestand darin, Calcutta, sobald die gesunde Jahreszeit vorüber sei, zu verlassen und weiter in das innere, hügelige Land hinauf zu ziehn. Unterdessen mietheten sie für ihren derweiligen Bedarf ein Haus wie die, nun einmal

Lith. v. C. Patzschke

Dr. v. J. Braunsdorf, Dresden

Hafen von Kalkutta.

in Ostindien nöthigen, fast unzähligen Dienstboten, und hatten nur dann einen kleinen Wortwechsel mit den Gebrüdern Bodmer, als diese nämlich eine besondere Wohnung beziehen und sich also von ihnen trennen wollten. Der Rittmeister sowohl als Franz Bonnfeld gaben das aber unter keiner Bedingung zu und der Letztere erklärte sogar, er könne den jungen Mann gar nicht entbehren, da er ja schon angefangen habe, seiner Tochter deutschen Unterricht zu geben. Er müsse nämlich wissen, daß es nichts Schädlicheres für die Ausbildung eines Schülers oder einer Schülerin gäbe, als einen Lehrerwechsel. Uebrigens stände es ihm dann, wenn sie sich in das stille Landleben zurückzögen, jeden Augenblick frei, seine Bahn zu verfolgen; wolle er aber mit ihnen gehen und Freud und Leid mit ihnen theilen, so solle er ihnen herzlich willkommen sein.

Günther bedurfte denn auch keiner so großen Ueberredung; es war ihm fast, als ob er, nach dem Tod des eigenen Vaters, in der Bonnfeld'schen Familie eine neue Heimath gefunden habe, und so zeigte er sich denn, nach kurzer Rücksprache mit dem Bruder, gern bereit, den so freundlichen Vorschlag anzunehmen. Drei Tage später wäre es ihm aber auch schon unmöglich gewesen, sich anders zu entschließen; denn, des Europäers grimmster Feind, ein hitziges Fieber, warf ihn auf sein Lager und ein Glück war es nun für ihn, daß er sich noch unter Leuten befand, die für ihn sorgten wie für den Liebsten der eigenen Familie. Der hinzugerufene englische Arzt machte ein sehr bedenkliches Gesicht, denn Günther's kräftige, starke Natur setzte ihn in diesem Falle auch einer weit größeren und keineswegs verächtlichen Gefahr aus; treue Sorge aber und genaue Befolgung der zahlreichen Vorschriften ließen, wie der Mann der Medicin mit seinem trockenen Gesicht verkündete, noch eine Hoffnung, daß der Patient *vielleicht* am Leben bliebe.

Oskar's Angst um den theueren Bruder, der ihm jetzt Vater und Heimath sein mußte, läßt sich eher denken als beschreiben; der arme Knabe war trostlos und wich nicht vom Bett des im wildesten Fiebertraum Liegenden. Aber auch noch zartere Hände, als sie das Kind besaß, glätteten die Kissen des Armen; Helene Bonnfeld ließ es sich trotz aller Diener und Dienerinnen nicht nehmen, die Aufsicht der Pflege wenigstens, über „den Freund ihres guten Onkels", wie sie sagte, zu nehmen, und ihr liebes Angesicht war denn auch, als der arme Kranke zum ersten Mal wieder in Besinnung und neuerwachender Kraft die Augen aufschlug, das erste, was seinem freudig überraschten, dankenden Blick begegnete.

Ziemlich verwickelt hatten sich in der nämlichen Zeit die Verhältnisse der Wegmeier'schen Familie gestaltet. Allerdings war die Erbschaft in Ordnung und Florian Wegmeier konnte mit den Seinigen augenblicklich in Besitz treten; ein nicht unbedeutender Antheil lag aber nicht in Bengal, sondern in Malacca, und wurde bis jetzt von dem Administrator der Güter verwaltet.

Nun hätte Herr Wegmeier allerdings eben diesem Administrator auch den Verkauf jenes Grundstücks überlassen können, dem ja doch sonst alles Andere anvertraut gewesen; die ihm aber überall hemmend entgegentretenden Clauseln des Testaments verlangten auch wieder, daß wenigstens Einer von seiner Familie, und zwar sein Sohn — und wenn er keinen Sohn habe, sein nächster Verwandter, und wenn er allein stehe (wie umsichtig der so sehr genaue und jetzt todte Onkel gewesen war) er selbst — sich an Ort und Stelle verfüge, um das Grundstück erst anzusehen, das er nur in dem Fall, wenn ihm Familienverhältnisse nicht gestatteten beide Theile zu bewirthschaften, verkaufen dürfe.

Jonas bezeigte nun allerdings auch nicht die mindeste Lust,

eine neue Seereise, und noch dazu in solcher entsetzlichen Jahreszeit, anzutreten, äußerte auch ganz richtig, man müsse schon einen totalen Sonnenstich haben, wenn man sich ganz besonders die heißesten Monate aussuche, den Aequator zu bereisen. Hier half aber weiter kein Bedenken; der Werth des Gegenstandes, der durch eine Verzögerung der Bedingungen auf dem Spiele stand, war zu beträchtlich, da, im Fall sich Wegmeier's weigern sollten, alles das Vorgeschriebene zu erfüllen, das Vermögen einer frommen Stiftung in Calcutta vermacht war, die nun, wie sich das leicht denken ließ, die Bewegungen der Fremden auf das Strengste überwachen und in einem, ihrem eigenen Vortheil günstigen Fall gewiß nicht ermangeln würde, alles nur Mögliche anzuwenden, Nutzen daraus zu ziehen. Hier blieb also weiter kein Ausweg, und Jonas, das arme unglückliche Opfer schon so vieler Fatalitäten, sah sich auch hier wieder, und dießmal zwar als gänzlich alleinstehender Sündenbock, in die fremde Welt hinausgestoßen. Das einzige was er noch thun konnte war, seine Abreise bis zu dem letzten, ihnen durch das Testament verstatteten Termin zu verschieben, wodurch freilich auch nur eine Galgenfrist gewonnen wurde.

Franz Bonnfeld hatte nun beabsichtigt, seine Fracht auf ein neben der Amazone anlegendes Dampfboot zu laden, das sie dann ziemlich nahe zu dem Ort ihrer Bestimmung stromauf nehmen konnte, sah sich aber durch die Steuergesetze Calcutta's in seinen Plänen schneller Beförderung auf das grausamste getäuscht. Jedes Stück Waare, obgleich es ebenfalls aus einer dem Mutterland gehörenden Colonie kam, mußte erst an's Land und durch das „Customhouse" geschafft werden, so daß die Umstände und Kosten, die ihm dadurch erwuchsen, in's Unendliche gingen.

Was Capitain Barring betraf, so hatte dieser, nachdem er seine Ladung abgeliefert, beschlossen, auf eigene Hand nach China

zu gehen, dorthin eine Ladung verkäuflicher Gegenstände, besonders Opium, zu nehmen und von da an zu sehen, wohin ihn weiter sein Schicksal führen, oder mit anderen Worten, was sich dort ihm bieten würde, um neue Speculationen zu unternehmen. Sehr eifrig war er denn auch mehre Wochen damit beschäftigt, die nöthigen Einkäufe zu besorgen, oft aber suchte er Bonnfeld's in ihrer neuen Wohnung auf, sich nach dem Befinden seines jungen Freundes Günther zu erkundigen, an dessen Wohl und Wehe er nicht geringen Antheil zu nehmen schien. Alle Menschen, mit denen der junge Bodmer zusammenkam, hatten ihn lieb gewonnen, da ihm sein freundlich anspruchloses Wesen stets die gute Meinung aller braven Menschen sicherte. Um so mehr erfreute es aber auch Alle, als sie endlich von seiner Besserung hörten und die Ueberzeugung gewannen, daß seine starke kräftige Natur das böse klimatische Fieber glücklich überwunden habe. Wohl war ihm jetzt noch eine entsetzliche Schwäche zurückgeblieben und mehre Wochen lang durfte er nicht daran denken, das Zimmer zu verlassen. In dieser Zeit aber konnte er sich auch am besten durch die Gespräche mit seiner Umgebung über die Verhältnisse des Landes unterrichten, in dem er sich gegenwärtig befand, und wißbegierig wie Günther war, ermangelte er keineswegs, davon so viel als möglich Gebrauch zu machen und Nutzen daraus zu ziehen.

Besonders interessirte ihn die üppig tropische Vegetation, an der er sich, als er erst wieder an kühlen Morgen ausgehen durfte, im botanischen Garten der ostindischen Compagnie erfreute.

Eines der wichtigsten und merkwürdigsten Gewächse in diesem Garten, ja etwas, das sogar in Calcutta Berühmtheit erlangt hat, ist der gewaltige Banian-Baum, der am Ufer des Hooghly, gerade Garden-Reach gegenüber, steht. Dieser Riese

der Wälder, dessen Aeste sich rastlos wieder zur Erde gesenkt, dort neue Wurzeln gefaßt und dann unermüdlich frische Zweige ausgetrieben haben, nimmt einen Umfang ein, der wirklich an's Unglaubliche grenzt. Er ist gemessen und soll zu Mittag, also wenn die Sonne am höchsten steht, eine Fläche beschatten, auf der — für die Person achtzehn Quadratzoll angenommen — achtzehntausend Menschen Raum haben. Natürlich ist aber hierbei auch der Raum mitgerechnet, den jetzt die zahlreichen niedergewachsenen, nun zu Stämmen gewordenen Senker einnehmen.

Die Vegetation Ostindiens überhaupt, wechselt natürlich auch mit der Lage des Landes selbst, das sich ja durch beinahe achtundzwanzig Breitengrade zieht. Die Küste ist aber fast durchgängig, wie in anderen tropischen Ländern, mit der prachtvoll herrlichen Cocospalme bedeckt, die durch die allweise Fürsorge der Natur selbst in so sandigem und dürrem Boden gedeiht, wo gar keine andere Nutzpflanze fortkommen würde.

Die Waldbäume Ostindiens, die an Reichthum und Großartigkeit von keinem Lande der Welt übertroffen werden, sind auch noch nicht einmal alle in Europa gekannt, und bedecken den größten Theil des ungeheueren Festlandes, das sich von Cap Comorin, an der Südspitze Hindostans, bis zu dem Himalaya hinaufzieht. Unter ihnen finden sich Eichen, Teak oder Theka-Bäume (das Holz besonders zum Schiffsbau vortrefflich), Kiefern, Fichten, Wallnuß, Ceder, Ebenholz, Sissoo, Hornbaum, Mango und tausend andere. An der Kumaon-Bergkette findet man nicht selten Kiefern und Lebensbäume von fünfundzwanzig Fuß im Umfang und hundertundzwanzig Fuß Höhe, ehe sie auszuzweigen beginnen.

Das Hauptproduct vegetabilischer Nahrung ist der Reis, dessen Cultur in Bengal vorzüglich getrieben wird; sogar Weizen

wird in den nördlichen Theilen Indiens gebaut und nicht unbedeutende Quantitäten (von trefflicher Qualität) nach England davon verschifft. Auch die Cultur unserer europäischen Kartoffel ist in letzter Zeit, wo man sich Mühe gegeben hat guten Samen zu erlangen, mit großem Vortheil betrieben worden, und die Eingeborenen fangen schon an Geschmack an der, ihnen bis dahin fremden Wurzel zu gewinnen.

In den östlichen und südlichen Provinzen sind die Früchte Indiens mehr tropischer Art, im Nordwesten dagegen nähern sich Aepfel, Birnen, Trauben, Walnüsse und die verschiedenartigsten Beeren, mehr dem Ertrag einer gemäßigten Zone; auch an Gemüsen wird Ostindien mit jedem Jahre reicher, da die Eingeborenen mehr und mehr dahinter kommen, welche zuträgliche Nahrung ihnen eine gesunde vegetabilische Kost liefert. Wie viel aber bei allen diesen neueingeführten Producten auch auf die Lust und Liebe derer ankomme, die sie zu bestellen haben, geht vielleicht am besten aus dem Bericht eines dortigen Residenten hervor, der Folgendes darüber sagt:

„Die Eingeborenen müssen nur sehen, daß sie Nutzen und Vortheil aus dem ziehen können, was auch immer ihrer Sorgfalt anvertraut wird, und die Cultur wird sicher unternommen und gedeihen — ein Beispiel davon liefert die Kartoffel. So sonderbar das auch erscheinen mag, so ist es doch Thatsache, daß die von Europäern gemachten Versuche, sie in Ostindien zu cultiviren, im Anfang gänzlich mißlangen, während die Eingeborenen dagegen das günstigste Resultat erzielten. Der Kartoffelbau wird nun im Furrackabad-Distrikt in einer erstaunlichen Ausdehnung betrieben, was jedoch hauptsächlich der kaum zu erschöpfenden Fruchtbarkeit des Landes zuzuschreiben ist. So bauen jene Pflanzer in ein und demselben Felde zuerst Indigo, ..n sie früh in der Regenzeit schneiden, und richten gleich darauf

den Boden für die Kartoffel her, wobei sie von beiden Ernten einen ungemein reichlichen Nutzen ziehen.

Zuckerrohr gedeiht überall im Lande, die Zuckerfabrication bleibt aber fast allein auf Bengal und Benares beschränkt. Kaffee kommt am besten in milder, feuchter Temperatur, und in schwarzem kräftigen Boden fort, wo er vor den zu heißen Strahlen in etwas geschützt ist, und auch nicht zu weit entfernt vom fließenden Wasser steht.

Ein bedeutender Ausfuhrartikel und zwar einer, um den schon mancher Tropfen Blutes geflossen, ist der Opium, der selbst in ungeheuerer Masse gebaut und ausgeführt wurde, als noch seinem Vertrieb nach China die größten Schwierigkeiten entgegenstanden und dessen Cultur nun natürlich in neuerer Zeit, wo sich durch die britischen Siege in China auch fünf Häfen des kaiserlichen Reiches dem englischen Handel öffneten, so viel stärker und eifriger gepflegt wird.

Der Mohn (papaver somniferum), aus welchem man Opium bereitet, wird übrigens nicht allein dieses, sondern auch des Samens wegen angebaut, welchen letzteren besonders die höheren Kasten der Eingeborenen sehr gern zu ihrem Backwerk verwenden. Der Opium wird dadurch gewonnen, daß man die Köpfe, sobald sie reif sind, mit einem Dorn einritzt und nun den herausquillenden Saft, nachdem er sich an der Luft verhärtet, vermittelst einer Muschel abkratzt. Während er trocknet, wird er in Klumpen gedrückt und in eine Hülle gewickelt, die aus den Blättern der Mohnblume selbst besteht. Diese verbindet man nämlich dadurch miteinander, daß man sie, so lange sie noch frisch sind, auf einen heißen irdenen Topf legt, und es giebt Frauen, die sich besonders mit der Fabrication dieser Hüllen beschäftigen. Man kann die Mohnköpfe übrigens mehre Male einschneiden und

die ganze Opiumernte dauert, da die verschiedenen Pflanzen doch nicht alle zu gleicher Zeit reifen, etwa sechs Wochen.

Baumwolle wird jetzt ebenfalls sehr bedeutend in Indien angebaut und vorzüglich berühmt ist dort die Dacca-Baumwolle. In dieser Gegend wurde auch früher jener berühmte feine Muslin gearbeitet; die Kunst ist jedoch leider verloren gegangen. Die Faden dazu wurden auf einer sogenannten Tuckwah, einer feinen Stahlspindel, von jungen Mädchen mit den Fingern gesponnen, die noch dazu nur den frühen Theil des Morgens, so lange der Thau noch auf dem Boden lag, zu ihrer Arbeit verwenden konnten; denn so fein waren diese Fäden, daß sie sich, nachdem die Sonne einmal aufgegangen war und die Luft trocknete, gar nicht mehr behandeln ließen.

Besonderen Nutzen scheint übrigens der Anbau des Thee im östlichen und nordöstlichen Theile Indiens zu versprechen, wo vorzüglich in Assam ausgedehnte Distrikte mit der dort wild gedeihenden Pflanze gefunden sind. Auch bei den Singhpohs, einer den Briten unterworfenen oder doch wenigstens tributpflichtigen Nation, wächst ein trefflicher Thee, der sogar von den Chinesen selbst, seiner Güte wegen, geschätzt werden soll, und die Engländer wohl zu der Hoffnung berechtigt, in späteren Zeiten einmal, sogar mit den Chinesen in ihrem bis dahin unter wirklichem Monopol gehaltenen Handel wetteifern zu können. Kurz, Indien wäre, wenn richtig bewirthschaftet, im Stande, alle Producte der heißen und gemäßigten Zone zu erzeugen; noch aber machen das die dortigen Verhältnisse unmöglich, die Eingeborenen sind noch nicht civilisirt genug, d. h. sie haben noch zu wenig Bedürfnisse und halten es nicht für nöthig mehr zu arbeiten, als sie gerade zu ihrem Lebensunterhalt brauchen. Sie darin zu erhalten, liegt dazu im eigenen Nutzen der Priester, denn einmal den Europäern im Handel abhängig gemacht — und ihre Gewalt

ist, wie sie das recht gut einzusehen scheinen, ebenfalls gebrochen. Die Cultur geht aber ihren, wenn auch langsamen, doch sicheren Schritt, wie ein leise glimmendes Feuer, das, von keinem heftigen Winde nur nach einer Richtung hin über die Fläche gejagt, allmählich zwar, aber nach allen Seiten zugleich, sich weiter und weiter frißt und dem, im Verlauf der Jahrhunderte, kein Stamm, kein noch so festes Bauwerk widerstehen wird und kann.

In der Thierwelt ist Indien eben so reich als in der Pflanzenwelt, und es giebt sicher kein Geschlecht, keine Gattung, die nicht in den Ebenen und Hochlanden dieses Theils von Asien seine Repräsentanten hätte. Wilde, reißende Thiere sind es aber besonders, die noch die Wälder und Rohrbrüche des uncultivirten Landes füllen, von denen vorzüglich Tiger und Wolf schon zahllose Menschenopfer ihrer Unersättlichkeit gebracht haben. Hie und da wird das denn freilich durch den Aberglauben der noch in heiliger Dummheit Umhertappenden selbst herbeigeführt; so geschahen unzählige Unglücksfälle bei Agra, wo wirklich tausende von Kindern von Wölfen zerrissen wurden; die armen Eltern fürchteten sich aber einen Wolf zu tödten, da sie glaubten, die Geister der verzehrten Kinder müßten, sobald der Raubthiere Blut vergossen würde, ihren früheren Wohnort heimsuchen und die Lebenden daraus vertreiben. Man suchte deßhalb auch die Wölfe nur so viel als möglich zu fangen und band ihnen dann Glocken um den Hals, was nicht allein die übrigen Bestien verscheuchen, als auch die Kinder vor ihrem Nahen warnen sollte. Nur mit vieler Mühe haben es jetzt die Europäer durchgesetzt, daß dieser entsetzlichen Menge mörderischer Raubthiere wenigstens in nächster Nähe der Stadt nachgestellt wurde.

Auch an Schlangen ist das von so zahlreichen Sümpfen durchzogene heiße Land reichlich gesegnet, und unter den giftigsten wird keineswegs selten die Cobra Capella gefunden, deren Biß

fast unrettbar tödtet. Und doch ist gerade diese Schlange es wieder, die von den weltberühmten indischen Gauklern vorzüglich, zu ihren manchmal oft unerklärlichen Künsten benutzt wird; ja, sie nehmen ihr nicht einmal, wie wohl früher behauptet wurde, die Giftzähne, was sie völlig unschädlich machen würde, sondern die Schlange, mit der sie umgehen und spielen, die sie sich um den Hals legen und deren Rachen sie mit dem Finger öffnen, hat und bewahrt die Fänge, und mit ihnen die Macht, fast augenblicklich ihr ausersehenes Opfer zu tödten. Dennoch thut sie es nicht; fast schon zur äußersten Wuth gereizt, deren ganz sicheres Zeichen das Heben einer beweglichen, im Nacken liegenden Muskel ist, die auf der Oberfläche zwei schwarze, brillenähnliche Flecke bildet, weiß der Gaukler das gefährliche Thier im Nu wieder zu beruhigen. Eine Bewegung seines Armes, das disharmonische Geräusch der Pfeifen und Tomtons, das summende Anschlagen der Gongs, scheint sie förmlich zu bezaubern, und schnell vergißt sie Zorn und Rache, die noch eben in ihren kalten Augen blitzte, und lauscht den wunderlichen Tönen. Die Cobra Capella ist unstreitig musikalisch.

Eine Qual sind dabei, mehr noch als giftige Schlangen und reißende Thiere, die zahllosen Insecten, die besonders den Europäer in der ersten Zeit seines Aufenthalts fast zur Verzweiflung bringen. Die Mosquitos sind dabei die ersten, die den Unglücklichen, der in der Kühle der Nacht Ruhe zu finden und die ermatteten Glieder zu stärken hoffte, bis auf's Blut die ganze Nacht hindurch peinigen, ja an Schlaf ist ohne Mosquitonetz gar nicht zu denken. Solche Mosquitonetze sind übrigens eine treffliche Erfindung, und wären auch in Deutschland, besonders bei schlafenden Kindern, die so oft von lästigen Fliegen gequält werden, mit Erfolg anzuwenden. Sie bestehen nämlich aus einem der Breite des Bettes entsprechenden Streifen von Leinwand,

Baumwolle, Cattun, Seide oder was man sonst dazu nehmen will und sind, um den Schlafenden nicht zu sehr zu beengen, ziemlich hoch, oft fünf bis sechs Fuß über ihm angebracht. Von ihnen aus geht nun an allen vier Seiten wehende Gaze oder sonst ein recht dünner, luftiger Stoff, der nur nicht weite Poren genug haben darf, die kleinen Quälgeister hindurch zu lassen, reichlich bis zum Bett hernieder, und hier hinein legt sich der, der überhaupt zu schlafen und nicht die ganze Nacht als stets mobile, gotteslästerlich dabei fluchende Mückenklatsche da zu liegen wünscht. Das Netz oder Zeug muß jedoch auch noch, sobald man einmal seinen Platz eingenommen hat, überall sorgfältig unter die Matratze geschoben werden, sonst finden diese listigen Insecten doch noch einen Platz, wo sie herein, selten aber wo sie wieder hinaus können, und sitzen dann Morgens, mit blutgefüllten Leibern und ordentlich angeschwollenen Augen, im Innern des Schutzes unter der Decke, wo sie der Gequälte, wenn er nicht auch noch das Zeug mit Blutflecken beschmuzen will, nicht einmal todtschlagen darf. Die Mosquitos sind von der Größe unserer Mücken und diesen auch an Gestalt vollkommen ähnlich.

Viel bösartiger aber als selbst die Mosquitos sind noch die weißen Ameisen oder Termiten, deren zerstörendes Wesen Forbes in seinen orientalischen Memoiren sehr treffend schildert.

„In wenigen Stunden," sagt er, „vernichten oder verderben diese gefährlichsten aller Insecten eine große Kiste mit Büchern, Papier, Seiden- oder Leinenwaaren, was es auch sei, indem sie Alles mit tausend und tausend Löchern durchgraben. Wir dürfen kein Kistchen auf der Erde lassen, ohne es auf Glasflaschen zu stellen, an denen sie, wenn von Staub frei gehalten, nicht hinaufklettern können; das sind aber nur Kleinigkeiten gegen den Schaden betrachtet, den sie oftmals anrichten, wenn sie die Balken eines Hauses oder die Wände eines Schiffes angreifen und

durchbohren. Myriadenweise gehen diese kleinen unermüdlichen Zerstörer an ihre Arbeit, die sie unter einer förmlich gewölbten Incrustation von feinem Sand, der durch einen Saft ihres Körpers sich schnell verhärtet, fortsetzen und dadurch auch vollkommen verdeckt und geschützt werden. Manch' wunderliches Beispiel von der Fertigkeit, mit der sie dabei zu Werke gehen, könnte ich erzählen, will mich jedoch nur mit einem begnügen, das mir selbst begegnete."

„Ich verließ Anjengo in der Regenzeit, um ein paar Wochen mit einem Häuptling jenes Landes in Eddova zuzubringen, verschloß aber, als ich fortging, eines der Zimmer, das meine Bücher, Zeichnungen und einige andere werthvolle Sachen enthielt, so daß der Diener diesen Raum nicht betreten und also auch nicht reinigen konnte. Die Wände waren getüncht und mit Kupferstichen und Zeichnungen unter englischen Rahmen und Gläsern eingefaßt. Als ich nun nach Ablauf der Zeit eines Abends zurückkehrte und meine Stube bei Licht flüchtig übersah, so konnte ich weiter nichts Auffallendes bemerken, es schien sich noch Alles in der alten Ordnung zu befinden; am nächsten Morgen jedoch und bei etwas aufmerksamerer Betrachtung, entdeckte ich nach meinen Bildern zu, zahlreiche bedeckte Gänge an den Wänden hinauf, auch die Gläser derselben sahen sehr trüb aus und die Mahagonirahmen schienen mit Staub bedeckt. So glaubte ich wenigstens erst, und wollte sie abwischen, fand aber zu meinem Erstaunen, daß die Gläser, ganz unabhängig von den Rahmen, durch die weiße Cementmasse der Termiten an die Wand befestigt, und Rückbretter wie Bilder fast gänzlich verzehrt worden waren. Auch an den flachen holländischen Flaschen, auf denen Alles stand, was ich eben vor der Zerstörungswuth der Termiten gesichert wissen wollte, hatten sie sich vermittelst des unter der Zeit gefallenen Staubes hinaufgearbeitet, durch den Boden der

einen Kiste gefressen und schon angefangen, meine Bücher und meine Leinwand zu zerstören. Die Frau des Häuptlings, bei welchem ich mich aufgehalten, fand ebenfalls, als sie von ihrem Landsitz nach dem Fort zurückkehrte, einen ganzen Kasten voll Shawle, Musline und anderer werthvoller Stoffe, die sie gepackt hatte Indien zu verlassen, total vernichtet.“

An Mineralien sind die britischen Besitzungen in Ostindien ebenfalls unendlich reich; Eisen, Kupfer, Blei, Antimonium, Zink, Schwefel, Silber und Gold, mit unerschöpflichen Kohlenlagern, finden sich in den verschiedensten Theilen des Landes zerstreut, und scheinen der Hand zu warten, die sie zu Tage fördern soll.

Eisen besonders wird in einer der südwestlichen Provinzen „Cutch“ in ungeheuerer Masse und von besonderer Güte gefunden. Man sammelt es dort in Körben, an der Oberfläche der Erde, und die Eingeborenen haben eine große Fertigkeit, Stahlkettenrüstungen, Säbel, Lanzen und verschiedene scharfschneidige Instrumente und Waffen daraus zu fertigen, die sogar die europäischen an Dauer und Güte übertreffen, da jenes Eisen viel geschmeidiger und weicher ist, als das unsere, und daher auch um so weniger brechen und abspringen kann. Uebrigens wird ebensowohl im Süden von Indien, als in Madras und im Himalaya Eisen gefunden.

Kupferminen sind ebenfalls sehr reichhaltig und besonders dadurch ergiebig in Indien, daß das Kupfer reiner und weniger mit fremden Stoffen und Metallen vermischt gefunden wird, die das Schmelzen desselben sonst so schwierig machen.

Blei giebt es ebenfalls in großer Masse, besonders am Tonse.

Salz wird an manchen Orten aus den zahlreichen im Lande zerstreuten Salzseen gewonnen, von denen Mr. Gerard einzelne

an den Quellen des Indus, bis 16,000 Fuß über der Meeresfläche fand; auch im Punjaub ist ein sehr ausgedehntes Salzwerk.

Von edlen Metallen und Steinen trifft man die letzteren, besonders Diamanten und farbige Edelsteine in Golconda, Orissa, Bundlecund und mehren anderen Orten; auch Silber, durch das ganze Land zerstreut, Gold aber, obgleich im Ganzen fast in dem Bett eines jeden Flusses, doch vorzüglich in Nielgherries, wo die an der Westseite der Nielgherri=Gebirge liegende Landstrecke besonders reichhaltig ist.

Doch genug von Pflanzen=, Thier= und Steinwelt dieses ungeheueren Reiches, wir müssen nun zu unseren Freunden zurückkehren, die sonst am Ende, ohne daß wir gar wüßten wohin, in alle Welt hinausstöben; denn von Calcutta aus sollten sich ja ihre bis dahin gleichlaufenden Bahnen trennen. Dazu aber, um nicht eins in das andere zu reden, gehört ein neues Kapitel, in welchem wir vor allen Dingen die Wegmeier'sche Familie auf ihrer ersten Palankinreise begleiten wollen.

KÖNIGLICHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig

Werne

Werne

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gerstäcker, Friedrich,

Reisen um die Welt ein Familienbuch

Bd.: 4

Leipzig 1847

Paed.pr. 1200-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759793-5